Bilder

aus

Preußens Vorzeit.

Von

Prof. Dr. William Pierson.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1872.

Vorwort.

Geschichts- und Sittenbilder aus der Vergangenheit der Provinz Preußen; ein Cyklus novellenartiger Erzählungen, der mit der Heidenzeit dieses Landes beginnt und mit der Verwandlung des deutschen Ordensstaates in ein weltliches Herzogthum endigt; — ein Stoff, der zum Theil außer den Fachgelehrten erstaunlich wenig bekannt ist; in einer Form, die von dem großen Publikum dem lehrhaften Stile pflegt vorgezogen zu werden; das ist es, was ein Liebhaber der preußischen Alterthümer hier darbietet.

Wenn er zur Wahrheit die Dichtung mischte, so geschah es nicht bloß, um mehr Leser zu finden, sondern auch, weil ihn die Natur des für ihn wichtigsten seiner Gegenstände dazu aufforderte. Denn über die Sitten und Bräuche der alten Preußen, eines seit nunmehr zweihundertundfünfzig Jahren ausgestorbenen Volkes, giebt

die beglaubigte Geschichte nur unbefriedigende Auskunft; will man von denselben ein einigermaßen deutliches Bild gewinnen, so muß man jene bruchstückartige Kenntniß mit den Schlußfolgerungen ergänzen, welche die vergleichende Betrachtung aus der älteren Kulturhistorie der mit den Urbewohnern Preußens so nahe verwandten preußischen Litauer abzuleiten vermag. Ein so entstandenes Bild kann, wenn es gelungen ist, in seinen großen Zügen auf Wahrheit Anspruch machen, in den kleineren auf Wahrscheinlichkeit; wer den Zustand der Quellen kennt, der wird einräumen, daß sich der Verfasser auch hiermit schon kein leichtes Ziel gesteckt hat.

Von diesem Standpunkte aus wolle man die Freiheiten beurtheilen, die ich mir bei der Behandlung des Stoffes erlaubt habe. Die erheblichste derselben dürfte die Einflechtung eines preußischen Liedchens sein. Gedichte in preußischer Sprache sind uns leider nicht erhalten; dasjenige, welches ich hier gebe, ist, von dem Schlußrefrain abgesehen, nur in deutscher Uebersetzung auf uns gekommen; seine preußische Form rührt von mir her.

Berlin, im Juni 1872. **Pierson.**

Inhalt.

Vor siebenhundert Jahren.

Wo der Pregel ins frische Haff geht, da beginnt jetzt zur rechten Seite des Stromes ein Wald, der bei Jägern und Naturforschern einen guten Namen hat; denn hier, in der Kaporn'schen Heide, stehen noch einige Rudel Elennthiere, deren es in Ostpreußen sonst nur noch an sehr wenigen Stellen, im übrigen Deutschland aber gar nicht mehr giebt.

Einst zog sich dieser Wald auch nach Osten weit hinauf. Er bedeckte die Gegend, welche heute die Stadt Königsberg einnimmt; hier hieß er Tuwangste, und auf dem Berge, wo jetzt das königliche Schloß sich erhebt, umsäumte er eine Lichtung, die in heidnischer Zeit oft die Wohnstätte eines Siggo war. So benannten die alten Preußen diejenigen ihrer Waidelotten oder Priester, welche in mönchischer Abgeschiedenheit lebten und sich darum eines besonderen Ansehens erfreuten. Auch in den Tagen, in welchen unsere Erzählung spielt, nämlich im Jahre 1166, hatte daselbst ein solcher Siggo seinen Sitz; unten

Wo der Pregel ins frische Haff geht, da beginnt jetzt zur rechten Seite des Stromes ein Wald, der bei Jägern und Naturforschern einen guten Namen hat; denn hier, in der Kaporn'schen Heide, stehen noch einige Rudel Elennthiere, deren es in Ostpreußen sonst nur noch an sehr wenigen Stellen, im übrigen Deutschland aber gar nicht mehr giebt.

Einst zog sich dieser Wald auch nach Osten weit hinauf. Er bedeckte die Gegend, welche heute die Stadt Königsberg einnimmt; hier hieß er Tuwangste, und auf dem Berge, wo jetzt das königliche Schloß sich erhebt, umsäumte er eine Lichtung, die in heidnischer Zeit oft die Wohnstätte eines Siggo war. So benannten die alten Preußen diejenigen ihrer Waidelotten oder Priester, welche in mönchischer Abgeschiedenheit lebten und sich darum eines besonderen Ansehens erfreuten. Auch in den Tagen, in welchen unsere Erzählung spielt, nämlich im Jahre 1166, hatte daselbst ein solcher Siggo seinen Sitz; unten

lehrt?“ antwortete Glappo. „Wer erfand die Qual, die man den lachenden Tod nennt? Der christliche Pole war es! Der heftete zuerst im Kulmerland seinen Gefangenen mit dem Nabel an einen Baum und trieb ihn mit Geißelhieben herum, daß sich die Gedärme um den Stamm wanden und der Gemarterte unter heulendem Gelächter seinen Geist aufgab. Wer hat seinen Göttern mehr fremde Priester zum Opfer verbrannt, der Preuße oder der Christ? Möge dir der Bischof von Kulm es sagen, wo solche Scheiterhaufen am meisten flammen. Und doch haben wir unendlich mehr Grund zur Rache, zur Wuth, als unsere Feinde! Denn wie steht es in Wirklichkeit um die Wohlthaten, die uns der Orden erweisen soll? Wer sich ihm nicht fügt, wird todtgeschlagen und sein Land wird den Deutschen gegeben, von denen jedes Frühjahr uns neue Schwärme bringt. Wer aber, um sein Leben zu behalten, sich taufen und Hercus oder Henricus oder sonst wie nennen läßt, der hat fortan mit dem alten Glauben auch die alte Freiheit verloren; er bebaut das Feld nicht mehr für sich, sondern für den Ordensvogt und den Bischof, denen er zehnmal soviel leisten muß, als ehedem seinem Häuptling und seinem Waideler. Doch selbst dies genügt nicht. Man zwingt ihn auch seine Frauen zu verstoßen, die er

liebt, wie man ihm befiehlt, zu einem Gotte zu beten, den er nicht kennt; und wenn er der Sitte und Weise seiner Väter auch als Hercus und Franciscus treu bleibt, so verfällt er dem Ketzerrichter, wofern er nicht Geld genug hat, seinen deutschen Herrn zu bestechen. Gegen diese Tyrannei erhebt sich das Volk, wo es kann, und wehrt sich, wie es vermag.

Der Jüngling schwieg betroffen, endlich sagte er: „Das ist ein entsetzliches Bild, was du mir vorhältst! So hätte man mich also betrogen, wenn man in Deutschland mir stets versicherte, blos eure Waideler hinderten die Unterwerfung, und es gelte nur, das Joch des Aberglaubens zu zerbrechen, in welchem sie die Häuptlinge wie den gemeinen Mann festhielten! Es dünkte mich so verdienstvoll, zu solchem Werke mit Hand anzulegen, und ich freute mich des Gedankens, von Wosepil, von der Burg meiner Ahnen herab auf ein verbrüdertes Volk von Preußen und Deutschen zu schauen."

Glappo lachte voll Hohn: „Die Burg deiner Ahnen! Ist dir denn in Kulm, in Pomesanien und bis hierher irgendwo ein preußischer Fürst vorgekommen, der auf der Burg seiner Ahnen saß? Eher hättest du einen weißen Raben sehen können. Merk' dir, was du Wosepil nennst und für dein Erbe ansiehst,

das heißt jetzt Lenzenburg und ist ein festes Schloß, welches dem Orden gehört und ihm deine braven Natanger im Zaum hält. Versuch nur, ob er es dir herausgiebt. Uebrigens würdest du den Platz schwerlich wiedererkennen. Das alte Haus, in welchem du als Knabe spieltest, haben sie längst niedergebrannt, ebenso wie den heiligen Hain, an welchem die Gräber deiner Vorfahren lagen. Dort geht jetzt der deutsche Pflug, und die Aschentöpfe deines Vaters und deiner Mutter hat der deutsche Ackersmann zerschlagen und ihre Asche und Gebeine auf seinen Mist gestreut."

Monte schrie wüthend auf, ballte die Faust und fuhr mit funkelnden Blicken auf seinen Oheim los, der ihm ruhig ins Auge sah. Dann besann er sich, riß den blanken Harnisch von seiner Brust, trat ihn mit Füßen und rief: „So tret' ich alles Deutsche von mir in den Staub! Glappo! führ' mich nach Natangen! Ich will die Greise aufrufen, die einst meinem Vater in die Schlacht folgten, und die Jünglinge, die mit mir Kinder waren. Wir werden genug sein, um Preußens Ketten zu sprengen oder unterzugehen!"

Glappo zog ihn weinend in seine Arme: „O, mein Sohn Monte! ich glaubte nicht mehr zu weinen seit jenem Tage, als ich nach Worminkallen heim=

kehrte und mein Haus verbrannt, meine Frauen geraubt, meine Kinder allzumal erschlagen fand. Aber ich weine jetzt vor Freude. Sehet!“ sprach er zu seinen Genossen, die sich theilnehmend und glückwünschend herandrängten, „sehet, Freunde! dieser ist Monte, Konowe's Sohn, den die Ritter nach Deutschland schleppten, den sie zum Deutschen machen wollten, und der sein Vaterland wiedergefunden hat; denn der Mann, der seinem Pferde treu ist kann sein Volk nicht vergessen.“

Monte zeigte auf das Roß und sagte: „Oheim! du hättest meinen armen Braunen verschonen sollen!“

„Wie hätte ich anders dich von dem Zuge trennen und nöthigen können, mir Rede zu stehen? Doch sei ruhig! meine Leute werden dein Pferd in den Wald schaffen, der jetzt meine Burg ist. Es wohnt sich nicht bequem darin, aber ich spotte hier aller Komture.“

Auf seinen Wink verbanden ein Paar Männer das wunde Thier, erquickten es mit herbeigeholtem Wasser und leiteten es in das Gebüsch. Während sie so beschäftigt waren, erschollen plötzlich Hufschläge in der Ferne. „Das ist Hirzhals!“ sagte Monte. „Er ist mein Freund, er hielt mich zu Magdeburg in seinem Hause wie einen Bruder. Laßt ihn ungefährdet ziehen! Ich schickte ihn voraus, um mir Bei-

stand aus der Stadt zu holen, den ich jetzt nicht mehr brauche.“

„So ist er vor uns sicher“, sprach Glappo.

Der Reiter kam näher, sprengte heran. Aber es war nicht Hirzhals; es war ein preußischer Bauer, der, als er den Häuptling gewahrte, Halt machte, vom Pferde sprang und auf ihn zutrat: „Dich suche ich, Herr! Sieh' dieses Zeichen! Er zog aus seinem Rock über dem Gürtel ein krummes Stück Holz hervor, eine Baumwurzel, die in Form einer Sichel gewachsen war.

„Die Kriwule!“ riefen Glappo und die Seinigen ehrfurchtsvoll und begrüßten das Symbol ihres obersten Priesters, des Kriwen, indem sie die rechte Hand auf die linke Schulter legten und sich verneigten.

„Was befiehlt uns der Kriwe?“ fragte Glappo.

Der Bote warf einen bedenklichen Blick auf Monte und dessen deutsche Tracht.

„Es ist mein Schwestersohn,“ sagte der Häuptling; „er kehrt aus langer Gefangenschaft heim, doch in dem fremden Wamms steckt ein guter Preuße. Berichte deinen Auftrag! Hier ist kein Verräther.“

„Perkunos erbarmt sich unser!“ sprach der Sendling des Kriwen. „Eine große Schlacht ist geschlagen und ein herrlicher Sieg erfochten. Unsere Brüder, die

Kuren und Litauer, haben unsere Schmach gerächt. Die Durbe ist roth von dem Blute der Ritter und ihre Ufer liegen voll deutscher Leichen. Der Marschall des Ordens und der Meister von Liefland selber sind gefallen, sammt hundertundfünfzig Kreuzherren und zweitausend Knechten."

Mit wilder Freude vernahmen es die Preußen. Als sich ihr Jubel gelegt, sprach der Bote weiter: „Der Kriwe ladet zum nächsten Vollmond aus allen Landschaften die Häuptlinge nach Kurchlauken an die große Eiche. Denn die Stunde der Befreiung sei gekommen."

„Die Götter wollen es!" rief Glappo begeistert, indem er mit seinem Keulenstock auf den Boden stieß.

Der Bote sprang wieder auf sein Pferd. „Ich muß noch heute nach Pogesanien zu Auktumo. Leb' wohl, Glappo! auf Wiedersehen in Kurchlauken!" Er sprengte davon.

„War das nicht Glande, der Samländer Häuptling?" murmelte Glappo, indem er ihm nachschaute. „Er hat sich gut verkleidet. Es thut auch noth. Denn, beim Pakollos, es giebt Deutsche genug zwischen dem Drausen und dem Pregel, die gern die zehn Mark verdienen, die auf seinen Kopf gesetzt sind. Doch nun ans Werk!" fuhr er fort, und er wandte

sich zu seinem Neffen: „Monte, wir müssen die Waideler in Natangen aufbieten, daß sie dich im Namen der Götter dem Volk zum Hauptmann bestellen. Denn der Krieg hat solcher Männer wenige übrig gelassen, die dir nur darum zufallen möchten, weil du Konowes Sohn bist.“

„O Glappo! meine Seele schwankt wie ein Rohr, wenn ich von Göttern höre. Sprich mir nur vom Vaterlande, dann ist sie fest!“

„Bete in deinem Herzen, zu wem du willst. Aber wenn du um deinetwillen unsern Göttern nicht dienen magst, so müssen sie dir doch darum ehrwürdig sein, weil unter ihrem Walten deine Väter frei und glücklich waren. Dies wenigstens ist sicher und deines Dankes werth.“

„Ich geize nicht nach der Ehre, das Haupt von ganz Natangen zu sein“, erwiderte der Jüngling, „auch ist diese Würde weit über mein Verdienst. Laß die Natanger unter ihren anderen Fürsten sich einen Feldherrn wählen!“

„Es giebt keine Fürsten in Natangen mehr!“ antwortete Glappo mit einem Seufzer. „Hat man dir die Geschichte nicht erzählt, wie der Orden mit ihnen aufräumte? Doch was frage ich! Von solchen Heldenthaten singt wohlweislich kein deutscher Harfen=

spieler. So höre! Es sind jetzt zwei Jahre her, da lud der Vogt von Lenzenburg — Walrat heißt der Schurke, den Pakollos verderbe! — die vornehmsten Häuptlinge aus dem Natangerlande zu einem Festmahl auf sein Schloß. Sie argwohnten nichts schlimmes und fanden sich ein, wie befohlen. Als sie alle zusammen waren, führte er sie in einen Speicher neben der Burg, in welchem die Tafel gedeckt stand. Nachdem sie eine Weile gezecht hatten, wurden auf einmal die Lichter umgeworfen und ausgelöscht, und als die Diener mit neuen Lichtern kamen, zeigte der Vogt den Gästen ein Paar Löcher in seinem Rock und behauptete, es seien ihm im Dunkeln Messerstiche versetzt worden, die aber an seinem Panzerhemd abgeglitten. Während die Häuptlinge entrüstet diese Beschuldigung ableugneten und bestürzt dasaßen, ging er mit den Dienern rasch hinaus, ließ hurtig das Thor verrammeln, bereit gehaltene Strohbündel anlegen und in Brand stecken. Bald stand der Speicher in Flammen. Vergebens suchten die Gäste herauszubrechen; der Vogt hatte seine Anstalten zu gut getroffen. Sie mußten alle elendiglich verbrennen."

Monte schauderte: „Und was that der Landmeister gegen den niederträchtigen Mörder?"

„Nichts. Er hat sich ohne Zweifel gefreut. Denn

die Güter der Umgekommenen wurden natürlich eingezogen und an deutsche Herren verliehen. Die Ordensritter nennen den Vogt seitdem Bruder Wunderlich, weil er so seltsame Anschläge habe. Wenn du erst länger im Lande bist, wirst du schon merken, daß beim Orden das Leben eines Preußen ungefähr so viel Werth hat, wie eines Hundes. Diese Männer sind hart gegen ihren Leib, den sie wider alle Natur kasteien, hart gegen ihren Gott, den sie gekreuzigt darstellen, und am härtesten gegen uns Andersgläubige, denen sie nicht das nackte Leben gönnen."

„Doch kenne ich unter den Rittern auch manchen braven Mann," sagte Monte; dann mit einem Seufzer: „O Hirzhals, mein Bruder! — Glappo!" fuhr er fort, „ich muß von meinem Freunde Abschied nehmen. Ich will die Straße hinauf ihm entgegengehn. Laß einen der Knechte hier auf meine Rückkehr warten!"

Glappo stimmte bei und der junge Preuße schritt der Stadt zu.

Auf halbem Wege traf er den Freund, der nicht wenig über seine Erscheinung verwundert war, und dessen Befremden stieg, als Monte so zu ihm sprach: „Hirzhals! wir müssen scheiden! Ich habe die meinigen gesehen und ich fühle, daß ich ein Preuße bin. Hab' Dank für deine Liebe und Treue! Könnte ich sie dir einst vergelten!"

Er schwieg, von Schmerz bewegt. Jener aber redete ihm eindringlich zu: „Heinrich, welch böser Geist hat dich ergriffen! Was ist mit dir vorgegangen? Du willst Gott untreu werden und dem Teufel zufallen? Willst dich zeitlich und ewiglich verderben?“

„Ich will hingehen, wohin meine Väter kamen!“ antwortete düster der Preuße. „Aber nicht,“ setzte er mit Nachdruck hinzu, „nicht, ohne das Unrecht zu rächen, welches man in Christi Namen uns thut!“

Der Ritter blickte ihn forschend an. „Wie verstehe ich diesen Vorwurf? Seien wir offen, Heinrich! wie wir es daheim waren. Du liebst meine Schwester, du zürnest, daß ich sie auf dieser Pilgerfahrt ins Kloster brachte; aber du vergißt, daß meine Eltern sie schon als Kind dem Heiland gelobten und daß Anna selber in ihrem frommen Sinn keines andern als Christi Braut zu werden verlangt.“

„Euer Gott ist sehr grausam!“ sagte Monte, „er hat mein Volk zertreten, hat mir mein väterliches Erbe genommen und er nimmt mir auch das Mädchen, welches ich in mein Herz geschlossen. Doch glaube nicht, Hirzhals, daß nur diese Enttäuschung mich von euch treibt. Mein Unglück ist klein, wenn ich es mit dem allgemeinen Elend vergleiche. Leb' wohl, Hirzhals, mein Entschluß ist gefaßt. Du gehst zu

deinem Volk und ich zu meinem. Möchten wir uns nie im Kampfe einander gegenüberfinden!"

„Leb' wohl, Heinrich!"

Die beiden Freunde umarmten sich und schieden.

Ueber den glitzernden Thau auf dem Wiesenplan breitete der Vollmond seinen glänzendsten Schimmer und auf alle Rinnsale und Lachen legte er sein blankes Bild; aber durch das Blätterdach der riesigen Eiche, die am Ausgang des Feldes einsam ragte, drang er nur mit wenigen matten Strahlen; rings helle Mondnacht, unter dem Baume schwankende Dämmerung.

In weitem Halbkreis standen die Häuptlinge und die Priester vor der Eiche und blickten in das Dunkel, welches den Stamm des Baumes umgab. Plötzlich wurde dort eine Kienfackel angezündet, die mit ihrem grellen rothen Lichte aufzeigte, was der Schatten der Zweige bisher ungewiß gehalten. Dort saß auf einem Steine am Fuß des Baumes ein Greis, das Haupt mit dem spärlichen weißen Haar auf die Brust gesenkt. Neben ihm standen zwei andere alte Männer, die im Vergleich zu diesem Patriarchen wie Jünglinge erschienen. Es waren der Kriwe und die obersten Waidelotten. Zur Seite auf der Erde lag, an Händen und Füßen gefesselt und mit einem Knebel

im Munde, ein Mann, den der lange weiße Mantel mit dem schwarzen Kreuz, in den er zum Theil gehüllt war, als einen Ordensritter bezeichnete.

Der Kriwe erhob sich, und mit einer Stimme, die, so dumpf und leise sie war, doch in der Todtenstille, welche über der Versammlung ruhte, deutlich vernommen wurde, sprach er also:

„Warum stehen wir unter Kurche's Baum und nicht im Romowe, wo die großen Götter wohnen? Warum schleichen sich die Häuptlinge Nachts auf geheimen Wegen zu der heiligen Eiche? Und warum, o meine Kinder, schweift der Kriwe wie ein scheues Wild von Gebüsch zu Gebüsch und von Flur zu Flur?

Wenn der Wolf einbricht, stecken die Pferde alle die Köpfe zusammen, und wo er auch anspringt, da trifft ihn ein Hufschlag. Aber ihr Preußen habt thörichter gehandelt als euer Vieh! Der Nadrauer half nicht dem Kulmländer, und der Samländer nicht dem Pogesanen. Und darum seid ihr allzumal Knechte geworden und euer Kriwe ein Flüchtling.

Doch das heilige Feuer von Romowe ist nicht verlöscht; ich habe es mit mir von Ort zu Ort getragen; es lodert immer in meiner Hütte. Und endlich haben die Götter mein Rufen erhört. Im Donner und Blitz hat Perkunos zu mir gesprochen; mit seinen

Keilen zerwarf er das deutsche Heer, es liegt wie ein Kornfeld, das der Hagel schlug, und auf seinem Wettersturm rauschte mir sein Wort zu: Wenn das Laub fällt, sollen die Burgen fallen; wenn der Sommer stirbt, sollen die Fremden sterben! So rief Perkunos, und die Blätter sind schon gelb, die Zeit ist nahe; ihr Häuptlinge, wenn der nächste Vollmond kommt, muß er im ganzen Lande die Burgen der Deutschen brennen sehen!

Ich aber will jetzt die Götter befragen, ob ihnen das Opfer genehm ist, das ich ihnen zugedacht, damit euer Werk gelinge."

Er that einen Schritt vorwärts und zeigte auf den Gefangenen. Die beiden Waideler ergriffen denselben, er mußte sich an die Eiche stellen, und sie banden ihn an den Baum fest. Dann wurde ihm der Knebel genommen und die Brust entblößt.

Ein Gemurmel: „die Blutprobe! die Blutprobe!" ging durch die Versammlung.

Der Gefangene duldete, was ihm geschah, mit Würde; er befahl, leise betend, seine Seele Christo und der Jungfrau Maria und schaute fest dem Tode entgegen. Der Kriwe trat vor ihn, in der Hand einen Speer, schwang das spitzige Eisen

und stieß es ihm in das Herz. Im Bogen schoß ein Blutstrom heraus.

„Das Blut ist gesprungen! das Blut ist gesprungen!“ rief freudigen Lauts die Versammlung, und während der Ritter verröchelte, sprach der Kriwe weiter:

„Die Götter wollen es! so werde ich thun, was mein Vorfahr Pruteno that. Er gab die Gesetze, die König Waidewut verkündigte, und damit die Götter sie segneten, bestieg er den Holzstoß und verbrannte sich ihnen zum Opfer. So will auch ich euch Gnade bei den Himmlischen erkaufen. Wenn der morgende Tag sich senkt, sollt ihr zu meinem Hause kommen. Dort werde ich das heilige Feuer dem Manne übergeben, den meine Brüder mir zum Nachfolger wählen. Er wird mit dem Feuer mein Haus anzünden und ich werde, euch segnend, zu den Göttern gehen.“

Der Waideler zu seiner Rechten nahm die Kienfackel und warf sie weit von sich. Die Versammlung war entlassen, und während die vornehmeren Priester bei dem Kriwen zurückblieben, begaben sich die andern mit den Häuptlingen auf das Gehöft des Bauern, dem die Feldflur gehörte.

Hier wurde nun der Plan des allgemeinen Aufstandes berathen. Man kam überein, daß an einem

und demselben Tage in jeder vom Orden beherrschten Landschaft das Volk zu den Waffen greifen, alle Straßen besetzen und die zunächst liegenden Burgen überfallen solle. Zugleich wurde beschlossen, Boten um Hilfe an die noch freien Stämme, besonders an die Sudauer, zu schicken. Die Einzelnheiten des Planes behielten sich die Häuptlinge vor am folgenden Tage zu verabreden; denn ihr Wirth forderte sie auf, zur Feier der großen That, die im Werke war, mit ihm jetzt die Bockheiligung zu begehen.

Er führte seine Gäste in eine leere Scheune. Dort war auf dem Erdboden ein langes Feuer angemacht, an dessen einem Ende ein großer kupferner Kessel auf einem Dreifuß stand. Im Hintergrunde des weiten Raumes waren Mägde beschäftigt, Weizenmehl einzuteigen, während ein Knecht den Ziegenbock hielt, der geopfert werden sollte. Ein Waideler trat vor, schürzte sich auf und rief: „Bringt her den Bock!“

Der Wirth und der Knecht packten das Thier und hielten es dem Priester hin. Dieser legte beide Hände darauf und sprach halb singend:

Dies ist die Kraft der Götter:
Im Blitzstrahl kommt Perkunos,
Im Erntekranz Patrimpe,
Im Leichentuch Pakollos.
Das Sonnenlicht bringt Schwairtix,

Die Kranken heilt Auschweitas,
Das Meer beherrscht Antrimpos.
Perdoitas giebt den Schiffern Wind,
Pergubris treibt den Winter weg,
Pelwitas füllt uns Scheur' und Faß
Und alles sättigt Kurche.
Doch unter dem Hollunder
Da schafft der Gott der Erde
Puschkaitas mit den Wichteln
Barstukk' und Markopete.
O, nehmt ihr Götter alle
Mit gnäd'gem Sinn dies Opfer,
Und macht das Fleisch uns heilig,
Und macht das Brot uns heilig!
Geweiht sei unser Fest!

Darauf ergriff er ein Messer und sprach: „Dies thun wir nach löblichem Brauch unserer Väter, auf daß wir den Zorn unserer Götter versöhnen.“ Damit stach er dem Bock in die Kehle. Hurtig hielten die Umstehenden Schüsseln unter das rinnende Blut, fingen es sorgsam auf, damit kein Tropfen zur Erde falle, und besprengten dann mit dem Blut ihre Waffen, das Vieh und den Hof. Unterdessen war das Thier geschlachtet, und man that das Fleisch in den Kessel.

Die Männer setzten sich nun in zwei Reihen längs des Feuers auf die Erde hin, und die Weiber brachten ihnen Fladen, die sie aus dem Teig geformt. Diese warfen sie einander durch das lodernde Feuer hin-

über und herüber, bis das Brot gar gebacken war. Dann wurde dasselbe nebst dem Inhalt des Kessels auf die Tafel gebracht, die im Hause gedeckt war. Die Gäste nahmen hier Platz und das Mahl begann. Dabei unterließ man es nicht, gleichwie Brot und Fleisch geheiligt worden, auch die Getränke zu segnen, die in großen Trinkhörnern herumgereicht wurden.

Die fröhlichsten in der Gesellschaft waren Glande, der Samländer, und Diwan, der Barte. Einst hatten sie bittern Haß gegen einander gehegt. Denn als Glande noch mächtig in Tuwangste gebot, war er bei einem Wettrennen, welches er veranstaltet, mit einem Manne aus Barten in Streit gerathen und hatte ihn erschlagen. Der Getödtete war ein Verwandter Diwan's gewesen, und dieser Häuptling hatte die Pflicht der Blutrache. Er war entschlossen sie zu erfüllen; aber die Kreuzfahrer eroberten Barten und Samland, nahmen ihm seine Fürstengewalt und trieben seinen Feind als Geächteten in die Wildniß. Unstät irrte Glande umher. Seines Lebens müde, trat er eines Tages in Diwan's Haus und bot ihm seinen Kopf zur Sühnung. Der Barte aber fiel ihm weinend um den Hals, versteckte ihn vor den nachsetzenden Deutschen und geleitete ihn sicher zu den Litauern. Mit diesen war Glande jetzt in der Schlacht an der

Durbe gewesen, deren Kunde er dem Kriwen und allen Häuptlingen überbrachte.

„Kailes, maise ginni, jeite!“ (deine Gesundheit, mein Freund!) rief Diwan ihm lächelnd zu.

„Kailes, paskailes, aines per antros!“ sang Glande dagegen, und die ganze Gesellschaft stimmte lustig ein.

Selbst Monte schien erheitert. All' das neue, seltsame, das er heute gesehen und gehört, ließ ihn die trüben Gedanken vergessen, mit denen er gekommen war. Er schloß Freundschaft mit seinem Nachbar zur Linken, dem Pogesanen Auktumo, dessen Schicksal dem seinigen ähnelte. Auch diesen hatten die Gewaltthaten der Ritter zum Abfall von der christlichen Kirche gebracht, deren Bekenntniß ihm so wenig wie den meisten andern Neubekehrten jemals klar geworden. Denn die Mönche, welche die Taufe an den Preußen vornahmen, waren zufrieden, wenn sie ihnen ein paar Ceremonien und Gebetsprüche beigebracht; selbst dies glückte selten, weil die Bekehrer in den wenigsten Fällen der preußischen Sprache auch nur einigermaßen kundig waren.

Seinem Neffen zur Rechten saß Glappo. Als die Gesellschaft auf das Wohl der lebenden und der verstorbenen Freunde einander zugetrunken, sagte er: „Gedenken wir auch der Todten, für die niemand

sorgt!" Dabei warf er ein Stückchen Fleisch und einen Bissen Brot unter den Tisch, goß eine Schale Bier nach und rief: „Esset! trinket! ihr Seelchen!" Die andern Gäste folgten dem Beispiel und erinnerten sich der vielen Landsleute, die in dieser langen Zeit der Trübsal umgekommen oder verschollen waren, und deren Gebein unbegraben, wer weiß wo, bleichte.

Einige Augenblicke war es stille; bald indeß kehrte die frühere Heiterkeit zurück, und der herannbrechende Morgen fand die Gesellschaft noch beisammen.

Endlich erhoben sich die Gäste. Die Knechte legten die übrig gebliebenen Speisen und Knochen in einen Korb. Die Mägde fegten den Boden unter dem Tische rein, indem sie riefen: „Ihr habt gegessen, ihr habt getrunken, ihr Seelchen! nun ziehet fort!" Auch diese Ueberbleibsel des Mahles wurden in den Korb gethan; ein Diener nahm dann denselben und trug ihn in Begleitung des Wirthes aufs Feld hinaus. Dort wurden die Reste des geheiligten Fleisches und Brotes tief vergraben, damit kein Hund dazu komme und, was die Götter gesegnet, entweihe.

Der Kriwe hatte sich geopfert, und die alten Götter waren wieder gnädig. Auf allen Höfen, in

allen Hütten, wo man preußisch sprach, wußte man dies große Ereigniß. Tausende wußten auch, wie nahe der Tag der Befreiung sei. Aber niemand verrieth dem Orden, was vorging, und wo ein Komtur etwas merkte, war es meist schon zu spät. Der Aufstand bedurfte keiner langen Vorbereitung, das Volk war einig und voll Zuversicht. Ueberall vom kurischen Haff bis zur Weichsel erhob es sich wie ein Mann gegen seine Bedränger, und der überraschte Orden sah mit einem Schlage das Werk von Jahrzehnten zertrümmert. Die kleinen Ansiedlungen der deutschen Bürger und Bauern und die kleineren Burgen erlagen beim ersten Anprall; um die andern wurde von beiden Seiten auf das hartnäckigste gestritten, doch siegte auch hier meistens die Ueberzahl und die Erbitterung der Preußen. Nur die festen Städte Elbing, Kulm, Thorn und die stärkeren Schlösser, besonders Königsberg, Balga, Christburg, behaupteten sich wie einsame Felsen im empörten Meere. Was außerhalb der Mauern dieser letzten Bollwerke lag, fiel der Wuth der Preußen anheim, die alles deutsche mit Feuer und Schwert vertilgten.

Vor Bartenstein lag Diwan drei Jahre; aber die Schanzen, die er gegen die Burg aufgeführt, wurden ihm immer wieder von den ausfallenden Rittern

zerstört, und die Belagerten rächten sich an ihren Feinden, indem sie dreißig Geiseln, die sie ehedem in Barten ausgehoben, an einem Galgen vor dem Schloß aufhängten. Doch zuletzt bezwang die Ritter der Hunger. Nachdem sie ihre Pferde, ja deren Häute aufgegessen, gebrauchten sie eine List, um ihr Leben davon zu bringen. Sie stellten das Schießen und Werfen von der Burg ein, so daß die Preußen glaubten, die Besatzung wolle sich ergeben. Als sie aber in dichten Scharen heranliefen, traf sie ein Hagel von Pfeilen und Steinen. Dies wiederholten die Ritter mehrmals. Nachdem sie die Aufmerksamkeit der Belagerer eingeschläfert, machten sie sich in einer dunkeln Nacht in zwei Haufen davon, der eine nach Königsberg, der andere nach Elbing. Im Abzuge ließen sie einen alten blinden Ordensbruder im Schloß zurück, der auch den folgenden Tag über, wie gewöhnlich, die Gebetglocke läutete.

Die Preußen wurden in der That getäuscht und die Ritter entkamen. Diwan ließ, nachdem er den Betrug entdeckt und die Burg genommen, den Glöckner an seinem Glockenstrick aufhängen. —

Der Orden hatte seine früheren Erfolge nicht aus eigener Kraft, sondern mit Hilfe der Kreuzheere erfochten, die fast Jahr für Jahr bald dieser, bald

jener deutsche Fürst herbeigeführt. Nach Deutschland erscholl denn auch jetzt sein Ruf um Rettung, und auf Befehl des Papstes wurde dort überall das Kreuz wider die heidnischen Preußen gepredigt. Auch war der Geist, der die Kreuzzüge entzündet hatte, bei den Deutschen noch lange nicht verflogen; er trat schützend vor den am Boden liegenden Orden, half ihm in die Höhe und schürte das Kriegsfeuer in Preußen immer von neuem an, bis es die letzte Kraft der Empörung verzehrt hatte.

Aber mehr als zwanzig Jahre vergingen, ehe das zähe preußische Volk sich endlich verblutete. Es rang um seine Freiheit mit der Wuth der Verzweiflung, und es hatte den Deutschen manche der Mittel abgelernt, welche diesen vordem den Sieg erleichtert. Unter seinen Feldherren war es besonders Monte, der die fremde Kriegskunst mit Glück nachahmte. Ihm kam, was er in Deutschland gesehen, vielfach zu statten, und eine natürliche Anlage befähigte ihn zu der leitenden Rolle, die ihm seine Genossen um seiner Kenntnisse willen einräumten. Er erkannte, daß man den frischen Kräften gegenüber, die der Orden immerfort aus Deutschland bezog, sich ebenfalls auf ein männerreiches Hinterland stützen müsse, und daher suchte er die Litauer enger als bisher mit den Preußen zu ver=

brüdern. Diese Bundesgenossen waren freilich schlimme Gäste, sie verwüsteten und plünderten auf ihren Zügen auch Freundesland und darum stand das Spiel zwischen dem Orden und den Preußen nicht gleich. Denn die deutschen Fürsten, die jenem zu Hilfe eilten, bauten ihm Burgen, während die Litauer nur zu zerstören kamen.

Ein anderer Vortheil des Ordens bestand darin, daß er die ganze Seeküste beherrschte und so die entferntesten Punkte in den Landschaften, welche der See benachbart oder an einem schiffbaren Strome lagen, leicht mit einander in Verkehr setzen konnte. Seinerseits suchte nun Monte die Verbindung zwischen dem Norden und Süden des aufständischen Gebietes dadurch festzuhalten, daß er in der Nähe von Königsberg eine Brücke über den Pregel bauen und durch Schanzen befestigen ließ. Am meisten hoffte er indeß von einer Eroberung des Kulmerlandes, jenes breiten Thores, durch welches die Fremden immer wieder in Preußen einrückten. Mit einem großen Heere fiel er im Jahre 1264 dort ein und drang, alles verwüstend, bis Thorn vor. Allein zu einer regelmäßigen Belagerung dieser Stadt konnte er es nicht bringen; die Scharen, die ihm folgten, wollten den ungeheuern Raub an Menschen und Vieh, den

sie gewonnen, nach Hause schaffen. Er mußte umkehren, und zu dem Unmuth, den er darüber empfand, gesellten sich bald herbere Schmerzen über Vorfälle, die seiner Seele tiefe Wunden schlugen.

Eines Abends, als er bei dem Lager der Ermländer vorbeiritt, hörte er einen heftigen Wortwechsel. Er hielt an und gewahrte zwei junge Häuptlinge, den Pogesanen Auktumo und den Ermländer Steinowe, im Streit um ein gefangenes Mädchen, welches in Nonnentracht am Boden kniete und betete.

„Sie ist mein!“ rief Steinowe.

„Du lügst! sie gehört mir!“ rief Auktumo.

Monte sprang vom Pferde und trat hinzu. Die Nonne erhob das Haupt, und er erblickte Anna. Wie vom Blitze geblendet, fuhr er zurück. Sie aber breitete ihre Arme flehend aus: „O Heinrich! errette mich von diesen Männern!“

Er bezwang seine Bewegung und sagte auf deutsch: „Unselige! ich glaubte dich im Kloster zu Thorn!“

„Der Bischof hat die Hälfte unsers Klosters nach Kulm verlegt, und ich war mit meinen Schwestern auf dem Wege dorthin, als deine Landsleute uns überfielen. Herkus Monte! dein Name ist zum Abscheu der Christen geworden. Versöhne Gott,

den du verlassen! bewahre die ihm Geweihete vor Schmach!"

„Freunde! verkauft mir dieses Mädchen!" bat Monte die Hadernden.

„Ich gebe sie nicht," erwiderte Steinowe. „Ein Deutscher stahl mir meine Braut, als wir noch Knechte waren. Dafür, hab' ich geschworen, soll jede Deutsche mir büßen, die in meine Hände fällt."

Monte wandte sich zu der Gefangenen: „Ich kann dich nur retten, wenn du selbst es willst. Werde mein Weib! ich verspreche dir, keine andere Frau neben dir zu nehmen. Du sollst auf meiner Burg walten, geehrt wie eine deutsche Ehefrau."

„Ich bin dem Himmel vermählt," sagte die Nonne fest, „und ich will lieber sterben, als Gott untreu werden!"

„Das ist Wahnwitz," rief Monte. „Gott schuf das Weib, damit es eines Mannes Weib sei. Du stößt mich von dir? so bleibt dir nur zwischen diesen beiden hier die Wahl, die ein Recht auf dich haben; ich habe keines."

Die Nonne hörte ihn nicht mehr; sie betete wieder mit Inbrunst. Steinowe aber zog sein Schwert, stellte sich vor sie und rief seinen Leuten zu, das Mädchen fortzuführen. Da griff auch Auktumo zu

seinen Waffen, und während die Ermländer sich um Steinowe scharten, liefen von der andern Seite die Pogesanen heran, um ihrem Fürsten beizustehen. Ein erbitterter Kampf schien nahe. Da sprang Glappo, den der Lärm herbeigezogen, zwischen die Wüthenden, und als er die Ursache des Streites vernommen, hob er seinen Keulenstock, und ehe einer ihm in den Arm fallen konnte, traf er die Nonne zu Tode.

„Sollen wir uns selbst zerfleischen, um eines deutschen Weibes willen?“ sprach er zornig.

Mit Beifall antwortete ihm die Menge. Aber Steinowe ging grollend davon, und Monte bezähmte kaum seine Hand, daß er nicht den Oheim erschlug. Doch was sollte er rächen?

„Sie hat dich mehr verabscheut als den Tod!“ sprach er bei sich voll Bitterkeit. Dann ließ er die Leiche in einer halb zerstörten Kapelle, die am Wege stand, niederlegen und zog mit dem Heere weiter.

Der Landmeister Helmerich hatte indessen alle Mannschaft, die in Elbing, Christburg, in der Löbau und den andern zunächst gelegenen Orten entbehrt werden konnte, an sich nach Kulm gezogen und trat in der Nähe dieser Stadt dem preußischen Heere entgegen. Seine Streitmacht war an Zahl nicht groß, aber sie enthielt den Kern der Ordensritterschaft, und

auch von den fremden Kriegsmännern, die um Christi willen ihren Arm dem Orden geliehen, befanden sich gerade die tüchtigsten hier bei der Fahne des Landmeisters.

Als Monte von der Annäherung dieses Gegners erfuhr, ließ er sein Heer sich lagern und führte vor dem Lager einen Verhack auf. Bald kam wie eine Windsbraut die Schar der Ritter herangesprengt; allein die über einander gelegten Bäume, die den Verhack bildeten, brachen den Ansturm und, wo diese Hindernisse überwunden wurden, bereiteten die Preußen, die dahinter standen, einen heißen Empfang. Die Schlacht währte schon geraume Zeit, da warfen sich die Preußen, wie Monte befahl, auf die Pferde und jagten davon. Die Christen verfolgten hitzig, das kleine Heer des Landmeisters kam dabei auseinander und plötzlich wendeten sich die Preußen und umzingelten überall auf dem weiten Felde die getrennten Haufen der Ritter und errangen nach hartem Kampfe einen blutigen, aber vollständigen Sieg. Der Landmeister selber fiel mit dem größten Theil der Seinigen. Die Ueberlebenden wurden gefangen und mit Trauer sah Monte unter diesen auch seinen Freund Hirzhals. Diwan der Barte hatte denselben im Zweikampf verwundet und zu Fall gebracht.

Als das siegreiche Heer die Waldwüste hinter sich hatte, welche damals Kulm von Pomesanien trennte, wurde zur Theilung der Beute geschritten. Ein Drittel nahmen die Häuptlinge, ein Drittel die Priester, ein Drittel die gemeinen Krieger. Der alte Brauch forderte, daß man zum Dank für den Sieg einen vornehmen Gefangenen den Göttern opferte. Das Los mußte dabei entscheiden, wer dieses Schicksal erleiden sollte.

Hirzhals und fünf andere Ritter wurden vorgeführt. Ein Waideler hielt ihnen einen Sack hin, in welchen er fünf weiße und eine schwarze Bohne gethan hatte. Sie mußten hineingreifen und jeder eine Bohne herausnehmen.

Hirzhals hatte die schwarze gegriffen.

„Laß sie noch einmal losen!" rief Monte.

Der Waideler wiederholte die Ceremonie. Aber wieder fand sich das schwarze Los in Hirzhals' Hand.

„Die Götter nehmen ihre Wahl nicht zurück," sprach der Priester. „Perkunos hat diesen Mann bezeichnet, und Pakollos beschließt seinen Tod."

Monte griff dieses Wort auf und wandte es zu seinem Zweck. „So lose noch einmal, ob auch Patrimpos beistimme!" befahl er.

Der Waideler schoß einen zornigen Blick auf den Fürsten, doch er gehorchte.

Aber auch zum drittenmal zog Hirzhals das Todeslos. Der Priester triumphirte und das Volk staunte.

Allein Monte gab noch nicht alles verloren. „Dieser Mann,“ sagte er, „ist kein Ordensherr. Wir müssen ein vornehmeres Opfer darbringen und darum nur die Ordensbrüder unter sich losen lassen.“

„Ich danke dir, Monte!“ unterbrach Hirzhals diese Rede. „Aber auch ich sehe hierin ein Gottesurtheil, nicht in dem Sinne dieses blinden Götzendieners, sondern weil ich glaube, daß Christus mich würdigen will, als Märtyrer seiner heiligen Kirche zu sterben.“

Vergebens suchte der Freund ihn auf andere Gedanken zu bringen. Eben so fest wie die Preußen, die ihr Opfer verlangten, blieb auch Hirzhals in der Ueberzeugung, daß hier ein Wunder geschehen sei, und der Himmel selbst ihn zum Tode berufe. Ruhig erlitt er sein Märterthum. Er wurde in voller Rüstung auf sein Roß gesetzt und an dasselbe festgebunden. Dann fesselte man das Roß mit den Füßen an vier Bäume, häufte trockenes Holz hoch um Roß und Mann und steckte diesen Scheiterhaufen in Brand, während der Ritter eine Hymne zu Ehren der heiligen Jungfrau sang, zu deren Dienste er sich geweiht hatte.

Der standhafte Tod des Helden erfüllte die

Preußen mit Bewunderung, und unter denen, die sich in späterer Zeit wieder dem Christenthum zuwandten, schmückte die Sage diese Erinnerung bedeutungsvoll aus; eine weiße Taube, hieß es, sei aus dem Munde des sterbenden Gottesstreiters geflogen und über der Rauchwolke zum Himmel aufgestiegen. —

Nach der Schlacht bei Kulm wagte sich der Orden eine Zeit lang nicht aus seinen Festungen heraus. Aber die Ausdauer, mit welcher er dieselben, gestützt auf die deutschen Bürgerschaften, vertheidigte, wurde endlich belohnt. Große Kreuzheere kamen aus Deutschland herbei, drangen, wenn der Winter die zahllosen Wasserläufe und Sümpfe im Innern des Landes gangbar gemacht hatte, in die Schlupfwinkel des Feindes ein, schlugen, was Stand hielt, zu Boden und brachten weite Landstriche wieder zum Gehorsam. Allmählich erlahmte bei den Preußen die Kraft; ihre besten Männer und viele tüchtige Häuptlinge, Auktumo, Diwan, Glande und so manche andere waren gefallen; die Aufständischen folgten den Führern zuletzt nur noch mit halbem Herzen. Denn sie wußten, was sie dem Orden abgewannen, wurde ihnen im nächsten Kreuzzug wieder entrissen. Immer auf's neue heimgesucht, verlor das unglückliche Volk endlich jede Hoffnung noch obzusiegen.

Selbst der Verrath erhob jetzt sein Haupt. Der Ermländer Steinowe hatte die rasche That, mit welcher Glappo einst den Streit um die Nonne beendet, als eine schwere Beleidigung seiner Würde aufgenommen. Die Rachgier, die ihn seitdem beherrschte, verband sich mit dem Neide, den er längst über Glappo's größere Macht und Ehre empfunden. Doch verbarg er seinen Haß, bis der hoffnungslose Stand der öffentlichen Dinge ihn zu dem Entschlusse bewog, seinen Frieden mit dem Orden zu machen. Als Preis für die Gnade und den Lohn, den er erwartete, bot er den Rittern an, er wolle ihnen Glappo in die Hände liefern. Mit Freuden gingen sie auf den Vorschlag ein, und Steinowe verabredete mit dem Komtur von Königsberg den Plan.

Die glücklichste Kriegsthat, deren Glappo sich rühmen konnte, war die Eroberung der Feste Brandenburg gewesen, welche der Markgraf Otto von Brandenburg im Jahre 1266 am frischen Haff errichtet hatte. Sie war in Glappo's Gewalt durch einen Handstreich gerathen. Als ihr Befehlshaber, der Komtur Friedrich von Holdenstätt, im Jahre 1268 einen Verheerungszug gegen die Natanger unternahm, stahl sich eine alte preußische Frau, die im Schlosse diente, hinaus auf den nächsten preußischen Bauernhof, dessen

Besitzer zwar den Deutschen unterthan war, aber es im Herzen mit seinen Landsleuten hielt. Durch diesen gab sie dem Häuptling der Ermländer Nachricht, wie schwach jetzt die Besatzung der Burg und wo am leichtesten der Zugang sei. Rasch war Glappo mit einem Kriegshaufen zur Stelle, die Burg wurde erstürmt und dem Erdboden gleich gemacht. Indeß als der Markgraf dies erfuhr, betrachtete er es als eine Ehrensache, die Festung, die er gegründet, und die nach seinem Namen geheißen, wieder aufzurichten. Er kam abermals mit einem Kreuzheer nach Preußen und baute die Burg stärker auf, denn zuvor. Um sie noch mehr zu sichern, wurde ihr gegenüber, am samländischen Ufer des Haffs, ein fester Platz angelegt, von wo sie im Nothfall Hilfe erhalten konnte. Diese Schanze hätte nun Glappo gern zerstört, um dann mit desto mehr Aussicht auf Erfolg die Burg selbst wieder anzugreifen. Aber Jahre lang fand er dazu keine Gelegenheit. Da theilte ihm Steinowe eines Tages mit, er habe sichere Kunde, daß die Schanze jetzt schlecht bewacht sei. Durch diese Vorspiegelung lockte er ihn nach Samland hinüber und in einen Hinterhalt bei Königsberg, wo der Komtur die Preußen einschloß und gefangen nahm. Glappo wurde gebunden, auf den nächsten Hügel ge-

führt und dort an einen Baum gehängt. Nach dem großen Häuptling der Ermländer heißt diese Anhöhe noch jetzt der Glappenberg.

Nicht durch Verrath, aber eben so unglücklich endete Monte. Als die Natanger sahen, daß weder sie noch ihre Nachbarn im Stande waren, den Krieg fortzusetzen, unterwarfen sie sich dem Orden, und ihr Fürst entwich, wie einst sein Oheim, mit wenigen Gefährten in die Wälder. Lange Zeit spürten ihm die Ritter vergeblich nach. Endlich wurde dem Komtur von Christburg, Heinrich von Schönberg, von seinen Spähern hinterbracht, daß Monte sich mit seinen Genossen in der Heide aufhalte, die zwischen Christburg und Stuhm belegen.

Sogleich ließ der Komtur die Besatzung der Burg ausrücken; die bezeichnete Gegend wurde durchstreift und nach langem Suchen das kleine Lager der Preußen entdeckt. Das Ordensvolk machte sich auf einen verzweifelten Kampf gefaßt. Aber es traf sich, daß Monte an diesem Tage die Seinigen hatte auf die Jagd gehen lassen; er war allein zurückgeblieben. So gewann der Haufen eisengepanzerter Männer, der plötzlich des Häuptlings Zelt umringte, einen leichten Sieg. Monte wurde rasch überwältigt und gebunden.

Der Komtur befahl, ihn aufzuhängen; aber ein

Ordensritter, Helwich von Goldbach, der in manchem Treffen Monte's Schwert gefühlt hatte, meinte: „dem tapferen Manne gebühre ein besserer Tod!“ und durchbohrte ihn mit seinem Degen. — —

[illegible], zugleich von [illegible], der [illegible] großen [illegible] geführt hatte, meinte, dem tapferen Manne gebühre ein besseres Loos, und [illegible] belohnte ihn mit seinem [illegible].

Die Struter.

Es war zur Zeit des Hochmeisters Winrich von Kniprode, jenes großen Fürsten, unter dem der deutsche Orden in Preußen eine Macht besaß, ansehnlicher als manches Königreich. Damals hatte auch Marienburg, wo des Ordens Haupthaus stand und der Meister thronte, seine goldene Zeit; es war ja das Herz des weiten Ordensstaates und der Schauplatz eines glanzvollen Hofhaltes.

An einem Herbsttage des Jahres 1360 bewegte sich das Leben in der Stadt noch buntfarbiger und regsamer als wohl sonst. Eine Heerschar deutscher Kreuzfahrer war angekommen und erfüllte die Straßen. Solche Gäste waren hier zwar nichts seltenes; fast alljährlich trafen größere oder kleinere Haufen bewaffneter Pilger ein, um unter den Fahnen des Ordens eine Kriegsreise gegen die Heiden jenseits der Memel, gegen die wilden Litauer, mitzumachen und sich so vor der Welt Ruhm oder vor Gott Gnade zu erwerben. Allein diesmal war ein ganz besonders statt=

licher Zug angelangt, eine große Schar von Rittern, die der tapfere Landgraf von Hessen, Otto der Schütz, führte. Diese Gäste hatten auch brav Geld im Beutel; sie ließen viel draufgehen; die Weinschenken und Kaufleute wußten es zu rühmen.

Am lebhaftesten ging es in den „Lauben“ her. So hießen die übermauerten Gänge vor den Häusern am Markt, wo die Gewerbtreibenden ihre Waare ausliegen hatten. Dort wollte es diesen Tag von Fremden, die etwas zu kaufen kamen oder auch nur auszubessern brachten, gar nicht leer werden.

Endlich läuteten die Vesperglocken; der Schwarm zerstreute sich, und die Handwerker, herzlich froh der Ruhe, schlossen ihre Läden. Unter denen, die es damit am eiligsten hatten, war Meister Leonhard der Messerschmied; seine Laube war am ersten geräumt. Einer der Vorübergehenden war stehen geblieben; ein Priester, wie die Kleidung zeigte. Er sah dem hurtig Geschäftigen eine Weile zu; dann, als der Meister, ihn gewahrend, seine Verbeugung machte, trat er heran und sprach:

„Ihr seid flink, Meister Leonhard, trotz Eures Alters. Die Vesper läutet noch und schon habt Ihr den ganzen Kram ins Haus geschafft. Wenn ich nun noch eins von Euren guten Scheermessern verlangt hätte?“

„Nein, nein!“ wehrte er dann lächelnd ab, als jener sich dienstfertig zur Thür wandte, „für heute ist's freilich genug. Ihr habt wohl einen heißen Tag gehabt?“

„Hochwürdiger Herr!“ antwortete der Messerschmied, „kurze, dicke Leute, wie ich, schwitzen viel; aber so viel Schweiß wie heute habe ich selten vergossen. Es ist aber auch nichts kleines, mit Dutzenden von fremden Leuten zu handeln, die alle durcheinander reden, und die man doch, auch wenn sie allein sprechen, kaum versteht. Der eine will dies, der andere will das, alle reden deutsch, aber womöglich ein jeder nennt das Ding anders. Und wollte Gott, sie führten wenigstens alle ein und dasselbe Geld. Aber so ist es ein Wirrwarr, daß man hundert Köpfe statt eines haben möchte. Und doch muß ich alles allein schaffen.“

„Habt Ihr denn noch immer keine Gesellen?“

„Herr Pfarrer! Ihr wißt, meine Gesellen liegen auf dem Kirchhof. Neu zugezogen ist mir keiner. Die Pest hat wohl im Reich nicht weniger gewüthet, als hier bei uns in Preußen.“

„Leider, so ist es,“ sprach der Priester. „Aber die Pest bringt, wie eben jede göttliche Strafe, auch einen Segen mit sich. Denn sie rührt die Herzen der Mächtigen, daß sie, um Gottes Zorn zu ver-

söhnen, sich zu frommen Werken wenden, daß sie zum Beispiel, wie jetzt der durchlauchtige Fürst, der Landgraf von Hessen, das Kreuz auf sich nehmen und der bedrängten Christenheit in Preußen zu Hilfe ziehen."

Der Handwerker nickte beistimmend. Der Priester warf einen forschenden Blick nach dem Hause und sagte: „Wie seid Ihr denn mit Eurem jungen Vetter zufrieden, den Ihr aus der Mark kommen ließet, damit er Euch in Eurem Geschäft beistehe?"

„Uebel genug!" seufzte Leonhard, „der Bursche ist stark wie ein Bär und gewandt wie ein Wiesel. Aber zum Arbeiten hat er keine Lust. Beim Vogelschießen im Gemeindegarten, ja, da ist Valentin immer der erste, und er trifft beinahe ohne hinzusehen. Aber soll er feilen oder schleifen, so muß ich erst mahnen und schelten, und kehr' ich den Rücken, so ist er fort aus der Werkstatt und treibt sich umher. Auch jetzt ist er mir wieder entwischt; wer weiß, in welchem Pferdestall er sitzt, um sich von irgend einem Kriegsknecht Geschichten von Mord und Todtschlag erzählen zu lassen, während ich mich hier bei der Arbeit quäle."

„Ich will ihn ins Gebet nehmen," sagte der Pfarrer. „Nun, Gott befohlen, lieber Meister." Er machte über ihn das Zeichen des Kreuzes und ging.

Der Meister trat in sein Haus und murmelte: „Ihn ins Gebet nehmen! Das wird nicht viel helfen. Aber der Hunger wird ihn heimtreiben.“

Er schritt nun über die Hausflur in das Hinterzimmer, wo die Magd indeß die Vesperkost aufgetragen, setzte sich zu Tisch und vergaß bald alle Mühe und allen Verdruß des Tages bei den guten Dingen, die er zu sich nahm. Er hatte bereits die behagliche Stimmung, die ihm für gewöhnlich eigen war, wiedergewonnen, als die Thür sich öffnete und ein hochgewachsener junger Mann hereintrat. Es war Valentin. Der Meister wollte ihn mit der verdienten Strafpredigt empfangen; doch in dem hübschen Gesicht des Jünglings malte sich so viel Schuldbewußtsein, daß er lächelnd davon abstand und ausrief:

„Sieh nicht so jämmerlich drein, Vetter! ich will nicht zanken. Was nützt es auch! Lang' zu, iß und trink! Nachher wollen wir in aller Freundschaft die ganze Rechnung abmachen.“

Valentin schien nicht völlig beruhigt, aber er ließ es sich darum nicht weniger gut schmecken. Als er zum Beschluß den zinnernen Humpen mit Bier geleert, der vor ihm stand, begann der Meister, der ihm beifällig zugeschaut, seine Rede:

„Du hast einen gesunden Magen, Vetter! aber

gesteh', daß du hier dein Brod mit Sünden issest. Acht Wochen bist du nun bei mir, und was hast du mir geleistet? So gut wie nichts. Nun sag' ich das nicht, um dir meine Gutthat vorzurücken. Ich bin, Gott sei Dank, im Stande, zehn solche Mäuler wie deines zu stopfen, und für wen sollt' ich sparen, da mir Weib und Kinder gestorben sind! Aber Ordnung muß sein; wer kann, soll arbeiten; wer Gesell ist, muß Gesellenwerk thun, sonst ist er nichts nütz und ohne Ehre. Ich kann's vor dem Gewerk nicht verantworten, wie du's treibst. Der Meister steht am Amboß und der Gesell geht spazieren! Solche verkehrte Welt muß jetzt eine Ende haben. Aber wie soll's geschehen? Sitzfleisch hast du mal nicht; in der Werkstatt fein auszuhalten, ist eben wider deine Natur."

Valentin wollte es bestreiten. Der Meister fuhr abwehrend fort: „Nein! mit Versprechungen ist mir nicht gedient, und was im Menschen nicht steckt, bring' ich auch nicht in ihn hinein; zum wenigsten verstehe ich es nicht. Aber du kannst mir auf andere Art nützen. Wie wär's, wenn du mit meinen Messern und Scheeren hausiren gingest? Im Werder hab' ich gute Kundschaft, auf der Höhe bei Elbing auch. Ich gebe dir zwei Pferde mit und einen Knecht . . ."

Meister Leonhard unterbrach sich hier. Er sah

in den Mienen seines Vetters Verlegenheit und so etwas wie Unmuth. „Beim heiligen Liborius!“ rief er nun zornig, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug, „ich glaube, dem Jungen paßt auch das nicht!“

Es kostete Valentin nicht wenig Mühe, ihn zu begütigen. Dann sagte der Meister verdrießlich: „Nun, so mach' du einen vernünftigen Vorschlag. Anders muß es doch mit uns werden!“

„Ihr habt Recht, Vetter!“ antwortete der Jüngling, „ich tauge nicht zum Messerschmied. Nehmt, ich bitte Euch, meinen älteren Bruder in Euer Geschäft. Er ist geschickt und fleißig.“

„Den Tausch ließ ich mir wohl gefallen,“ meinte Leonhard schmunzelnd, „aber Martin wird sich hüten, als Gesell' herzukommen. Er ist ja selber Bürger und Meister, und hat überdem eine Frau und ein ganzes Nest voll Kinder.“

„Das ist's eben,“ erwiderte Valentin, „was hilft ihm sein Meisterbrief, wenn er kein Brot hat! Das Elend ist groß in der Mark nach den langen Kriegszeiten. Da hat bald dieser, bald jener Fürst oder Edelmann die Dörfer ausgepocht und die kleinen Städte geplündert. Wir in Strausberg haben's auch erfahren. Martin zöge mit Freuden her, so Ihr ihn haben wolltet.“

„Wohl! das wäre für mich und vielleicht für ihn schon recht gut. Allein was soll mit dir geschehen?“

„Laßt mich ein Kriegsmann werden!“ sprach jener. „Mit Bogen und Pfeil, mit Schwert und Spieß hat schon mancher arme Teufel sein Glück gemacht.“

„Wenn er große Hansen zu Vettern hatte!“ entgegnete der Meister, „sonst hab ich's selten gesehen. Die meisten tragen ihre Haut für ein Stück Geld zu Markte, das eben so rasch zerronnen ist wie gewonnen, und beißen bald vor der Zeit ins Gras. Ein Soldknecht ist in der That ein armer Teufel. Ja wärst du edel geboren! Das ist ein wahrer Spruch, den sie beim Ritterschlag gebrauchen: „„Besser Ritter als Knecht!““ Du kannst wohl als Messerschmied ein freier Mann sein, aber nicht als Bogenschütz.“

„Mit Waffen dienen ehrt jedermann,“ warf Valentin ein. „Warum sollte ich mich einem guten Ritter nicht zum Knappen ergeben?“

„Weil du nicht verstehst den Rücken zu biegen! Weil du leider Gottes nicht gelernt hast aufs Wort zu gehorchen und auch solches zu thun, was dir zuwider ist!“ entgegnete Leonhard. „Und doch muß der Knapp nicht blos treu sein, wie ein Hund, sondern

sich auch manchmal treten lassen wie ein Hund. Das bedenke!"

Valentin schwieg. Das Gleichniß gefiel ihm nicht. Aber er fühlte wohl, wie richtig ihn der Vetter beurtheilte. Dieser wandte sich indeß zu einer Truhe, die im Winkel stand, schloß sie auf und suchte in den Schachteln und Kistchen, die sie enthielt. Endlich hatte er gefunden, was er suchte. Es war eine leere Messerscheide, von altmodischer Form, aber offenbar nie gebraucht. Er legte sie auf den Tisch vor den Jüngling, der ihn verwundert anblickte, und sprach dann mit feierlichem Ernst:

„Merk' auf, Valentin! Diese Scheide ist ein trauriges Wahrzeichen, daß kein Mensch soll Pflichten auf sich nehmen, die ihm zu schwer sind. Ich erzähle die Geschichte nicht gern, doch ist sie jetzt am Platz. So höre denn: Es sind nun dreißig Jahre her, da saß ich eines Abends hier an diesem selbigen Tische und reimte ein Liedchen zusammen, wie ich es vordem in Nürnberg, wo ich Gesell' gewesen, erlernt hatte, ein Liedchen für meine selige Frau, die damals noch meine liebe Braut war. Plötzlich geht die Thür auf und ein Ordensritter tritt herein, eine hohe, mächtige Gestalt, aber noch sehr jung von Antlitz; so möchtest du, Valentin, aussehen, ständest du

hier in ritterlicher Rüstung und im weißen Ordensmantel mit dem schwarzen Kreuz drauf. Ich fuhr aus meinen Gedanken empor und fragte nach des Herrn Begehr.

„„Gebt mir ein langes, scharfes Messer,““ sprach er hastig, „„ein Messer wie die sind, mit denen man Fische reißt!““

Ich holte ihm ein solches — es steckte in dieser Scheide hier. Der Ritter zog es heraus, prüfte mit dem Finger die Schneide, bezahlte rasch, was ich gefordert, und schritt eilig davon, indem er das blanke Messer im Aermel verbarg. „„Herr!““ rief ich ihm nach, „„wollt Ihr denn die Scheide nicht mit Euch nehmen?““ Da wandte er sich auf der Schwelle um. Sein Gesicht war verzerrt, seine Augen funkelten wild und er sprach: „„Nein! aber ich werde dem Messer die kostbarste Scheide suchen, die in ganz Preußen zu finden ist.““ Damit ging er seinen Weg.

Ich blieb erstaunt über sein seltsames Gebahren zurück. Aber am andern Morgen da wußt' ich, was er gemeint hatte. Denn schon in früher Stunde war die ganze Stadt voll des entsetzlichen, was geschehen war. Der Hochmeister war ermordet worden, der alte fromme Fürst, Werner von Orseln! Ermordet mit dem Messer, das ich geschmiedet und geschärft!“

Leonhard hielt inne. Das Andenken jener Unthat regte ihn sichtlich auf. „Mir war es anfangs,“ sagte er dann, „als wär' ich selbst mitschuldig an diesem Verbrechen, und noch jetzt, wenn ich daran denke, drückt es mich wie eine Schuld.“

„Was könnt Ihr dafür!“ rief Valentin. „Doch erzählet, wer war der Mörder und was trieb ihn zu solcher That?“

„Sein Name war Hans von Endorf,“ antwortete Leonhard. „Der Ritter stammte aus Sachsen, war von gutem, adligem Geschlecht. Er hätte wohl können ein ehrlicher Mann bleiben, wenn er sein heißes Blut hätte im weltlichen Stande austoben lassen. Aber er trat in den Orden, beschwor die drei Gelübde, von denen auch nur ein einziges redlich zu halten ein fast übermenschlich Ding ist, gelobte für's ganze Leben unverbrüchliche Keuschheit, blinden Gehorsam und Verzicht auf jegliches Eigenthum. Er fand gar bald, wie schwer das Joch war, das er sich auferlegt. Denn der Orden hält strenge Zucht und sorgt dafür, daß erfüllt wird, was ihm gelobt worden. Vorab auf jenem Konventshause, wohin sie den von Endorf gewiesen hatten, konnte nichts wider die Regel geschehen, der Komtur allda hatte sehr scharfe Augen. Aber auf den Kriegsreisen geht manches

drein. Deshalb setzte Hans von Endorf alles daran, daß man ihn gegen die Litauer mitziehen lasse. Allein der Hochmeister durchschaute ihn und merkte, wie es dem Ritter nur darauf ankam, ein ungebundenes Leben zu führen. Er schlug ihm also seine Bitte rundweg ab und sagte, es sei für ihn kein Roß mehr vorhanden. Nun ließ sich Hans von Endorf durch seine Freunde daheim ein paar Streithengste kaufen, und als er sie erhalten, begab er sich hieher nach Marienburg und erneute bei dem Meister seine Bitte. Aber der alte Herr wies ihn auch jetzt ab, und weil es den Ordensbrüdern verboten ist, Pferde oder überhaupt irgend etwas als Eigenthum zu erwerben, so befahl er, dem ungehorsamen Ritter die beiden Rosse wegzunehmen. Alles Flehen war umsonst. Hans von Endorf sollte der Eigenwille gebrochen werden. Das ertrug er nicht. Von Wuth und Rachsucht voll, verließ er des Ordens Haupthaus, ging in die Stadt, kaufte bei mir das Messer und eilte dann wieder in die Hofburg zurück.

Es war gerade das Fest der heiligen Elisabeth. Die Ordensbrüder waren in der Hauptkirche auf der oberen Burg zur Vesper versammelt. Der Hochmeister aber verrichtete seine Andacht einsam in seiner Hauskapelle. Das bemerkte Endorf an den erleuch-

teten Fenstern, als er den Burghof entlang ging, und er machte es sich zu Nutze. Unbemerkt schlich er sich in die Vorhalle und lauerte dort. Als der Meister sein Gebet geendigt hatte und nun durch die Vorhalle in sein gegenüberliegendes Gemach zurückkehren wollte, da stürzte plötzlich der Mörder über ihn her und stach ihm das Messer in die Brust mit den Worten: „„Nimm mir mehr das meine!““ Der Greis sank zu Boden und stöhnte ihm die Worte zu: „„Das vergebe dir Jesus Christ!““

Ein Hündchen des Meisters war gefolgt und bellte wüthend auf den Mörder ein. Endorf stieß rasch noch einmal das Messer in die Brust des Gefallenen und entfloh dann. Das Hündchen folgte ihm mit zornigem Gebell. Darüber kam ein Beamter des Hauses herzu; er fand den Fürsten röchelnd in seinem Blute liegen; er schrie um Hilfe. Nun stürzten entsetzt die Diener, bald auch alle Brüder herbei, und während einige den Sterbenden in sein Wohngemach tragen, laufen andere dem Mörder nach, dessen Spur der Hund anzeigt. Sie ereilen ihn, er leugnet nicht, wie denn auch sein blutbespritzter Mantel die That verkündet. Was soll ich weiter sagen? Die Trauer über den Tod des frommen und weisen Fürsten war groß; man klagte um ihn im ganzen Lande.

Den ruchlosen Mörder hat die Sonne nicht wieder beschienen. Sie warfen ihn in einen Kerker, da ließen sie ihn sitzen bei Wasser und Brot, bis er von selbst umkam."

„Die Strafe war allzu gering!" rief Valentin.

„Für Endorf mag sie hart genug gewesen sein," meinte Leonhard. „Wie dem auch sei; das Urtheil war vom Papste selbst gegeben worden. Der Orden hatte ihm die Entscheidung übertragen, weil für solche unerhörte Gräuelthat in den Ordensgesetzen nichts vorgesehen war. Man sagte auch, die Brüder wollten den Mörder nicht richten, weil sie ihn gern für wahnsinnig erklärt hätten, um die Schmach zu vermeiden, welche die Unthat sonst wohl auf den ganzen Orden bringen mußte."

Valentin betrachtete schaudernd die Scheide, in der die Mordwaffe gesteckt. Nach einer Weile fragte er: „Giebt es kein Mittel, mit Ehren aus dem Orden auszutreten und wieder weltlich zu werden?"

„Mit Ehren? schwerlich!" versetzte der Alte. „Es sehe ein jeder sich selbst vor, ob er die Schuld auch bezahlen kann, die er eingehn will. Drum rathe ich dir noch einmal: Nimm keinen Dienst auf dich, der dir vielleicht zu sauer würde! Werde in Gottes Namen ein Kriegsmann, aber bleibe frei!"

„Ja, wie ginge das, Vetter?“

„Ich will's dir sagen. Weißt du, was man hier zu Lande einen Struter nennt?“

Valentin sah ihn befremdet an und meinte: „Nun, dasselbe, was sie bei uns in der Mark einen Stellmeiser heißen.“

„Keineswegs,“ antwortete Leonhard, „Struter und Stellmeiser sind von einander so verschieden, wie ein edler Jagdhund und ein räudiger Köter oder meinetwegen wie ein rechter Meister und ein elender Pfuscher und Bönhase. Eure Stellmeiser sind verlorene, ehrlose Menschen, verlaufenes Gesindel, das in den Wäldern umherschweift und von Diebstahl und Wegelagerei lebt und zuletzt am Galgen verendet. Aber ein Struter, das ist ein geachteter und nützlicher Mann; er haust auch viel im Walde und nährt sich vom Raube, allein nicht auf Kosten anderer Christenmenschen, sondern im Kampf mit den Heiden. Es ist mit einem Wort ein Freibeuter, der auf eigene Faust die Litauer bekriegt. In Nadrauen und Schalauen längs der Memel und an den Seen in Galinden giebt es solcher Parteigänger viel. Meist sind es Preußen, aber auch mancher Deutsche treibt Struterei.“

„Habt Dank, Vetter!“ rief Valentin vergnügt,

„viel Dank! Ihr konntet mir nichts lieberes erzählen. Ich hatte wohl von diesen preußischen Räubern gehört, aber daß es ehrliche Leute sein könnten, fiel mir nicht ein. Nun aber, wie Ihr's mir zeigt, so ist's ja gerade mein Fall. Ein freies Leben im grünen Wald, Kampf und Streit, Sieg und Beute und Gottes Lohn dazu! Herz, was begehrst du mehr? Vetter, leiht mir ein Roß! Morgen reit' ich zur Memel!"

„Nicht so hastig!" sprach der Meister lächelnd. „Das Ding hat auch seine Kehrseite, die weniger hübsch aussieht. Denn der Wald ist nur im Sommer grün, und auf Schlag folgt Widerschlag. Aber versuch' dein Heil! Wer ist heute seines Lebens sicher? frißt doch die Pest zehnmal mehr Jünglinge als das Schwert! — Indeß, so ins Blaue hinein will ich dich nicht gehen lassen. Du sollst auch nicht dem ersten besten Trupp dich anschließen. Ich weiß, vor welche Schmiede ich dich bringe. Im Ermlande, bei Wormditt, wohnt ein preußischer Witing oder Edelmann, er heißt Prewilte. Das ist der erfahrenste Struter, den du finden könntest. Dessen Kumpan sollst du werden. Er ist dreimal so alt wie du, aber ich zweifle, ob du ihn im Ringen zu Boden würfest, so zähe und kernfest ist er noch. Manchen guten

Fang hat er von den Heiden gewonnen, und so sitzt er längst schön warm in der Wolle. Doch aus alter Gewohnheit macht er noch ab und zu gern einen Zug gegen die Litauer mit, sei es nun auf des Ordens Geheiß oder auch aus eigenem Trieb, und an tapfern Gesellen fehlt es ihm dabei niemals. Mit dem schließ Freundschaft. Ich habe ihm einstmals einen guten Dienst können leisten. Er wird es mir jetzt vergelten. Am Tage nach Sankt Michaelis reiten wir hin."

. . . .

Valentins Ausrüstung war vollendet. Sein Vetter hatte mit großer Freigebigkeit für ihn gesorgt; er freute sich, wie stattlich der junge Mann sich ausnahm, wenn er, angethan mit Brustharnisch und Eisenhut, den Koller von Elennshaut um die Schultern warf, Schild und Speer ergriff und auf das schnelle Roß sich schwang, das er ihm ausgesucht. So zog er mit ihm ins Ermland und nach dem Dorf jenseits der Passarge, wo Prewilte hauste.

Der alte Freibeuter schlug von Herzen froh in die Hand ein, die Valentin ihm bot. „Ihr seid zu rechter Zeit gekommen, Ihr Herren!" sprach er, nachdem er die beiden bewillkommnet und ihr Anliegen gehört hatte, „gerade zur rechten Zeit! Der Ordensmarschall hat das Kriegsgebot erlassen, jeder preußische

Freie muß am fünften Tage, von heute an gerechnet, aufsitzen und seinem Komtur zuziehen. Es geht zuerst nach Königsberg. Dort nehmen wir den Landgrafen von Hessen auf. Wohin man mich stellen wird, das weiß ich nicht, aber sicherlich dahin, wo es gilt die Augen aufzuthun. Im Felde sieht es sich leichter als im Busch. Ihr sollt's schon lernen, Brüderchen! Bis zum Abmarsch aber sollt ihr beide hier meine lieben Gäste sein."

„Ich nicht, alter Freund!" sagte Leonhard. „Ich muß morgen wieder heim reiten. Wolltet Ihr mich zu Wagen schicken, so wär' es mir freilich lieber."

„Von Herzen gern, Väterchen!" erwiderte Prewilte, „doch nun zum Essen!"

Er führte sie aus dem Vordergemach, wo er sie empfangen, in das niedrige, aber lange und breite Hauptzimmer. Dort standen schon die Söhne und eine große Zahl von Knechten zum Mahle versammelt und warteten des Hausherrn. Er gab das Zeichen, und nun bedeckte sich rasch die lange Tafel mit den mancherlei Speisen und Getränken, welche die Mägde hurtig auftrugen. Diese setzte ringsum Kaußeln, das sind hölzerne Schalen, hin, und gewaltige Krüge von Bier und zinnerne Flaschen mit Meth und gegohrenem Birken- oder Ahornwasser. Jene ordnete die hölzernen

Teller und Löffel und half dann den andern, welche Schüsseln mit gesottenem Fisch und Fleisch, mit Habermus und Grützbrei, mit grauen Erbsen und Speck brachten. Aber Prewilte's Frau und eine Tochter schleppten einen mächtigen Kübel zu Tisch. Darin dampfte das Hauptgericht, Bartz genannt, das waren rothe Rüben, gekocht in Sahne und Bieressig und belegt mit dicken Scheiben eines feisten geräucherten Schweineschinkens. So viel ward aufgetragen, daß es wohl für dreißig Männer gereicht hätte, wären es Deutsche gewesen. Aber für die zwanzig Mann, die hier saßen, war es nicht zu viel.

Die Frauen speisten abgesondert von den Männern in einem Nebengemach. Diese Sitte gefiel Valentin nicht, denn er hatte ein paar recht schmucke Mädchen bemerkt. Nach denen sah er oft durch die halboffene Thüre hin. Aber nicht lange; denn bald zog ihn das Gespräch der Männer an. Zwar was auf preußisch herüber und hinüber gerufen wurde, verstand er nicht, wennschon er vermuthete, daß es Trinksprüche oder dergleichen seien. Aber meist sprach Prewilte, und seiner Gäste wegen sprach er deutsch, das ihm freilich nicht ganz so leicht wie seine Muttersprache von der Zunge kam. Denn für F sagte er gern P, und sein H klang auch nicht immer recht. Aber wie hübsch waren

die Dinge, die er zu erzählen wußte! zumal von den Listen und Fahrten des großen Struters Martin von Golin und seiner Gesellen. Martin hatte meist eine Schar von achtzehn oder zwanzig Genossen bei sich, aber die stärksten und schlauesten das waren die vier, die er seine Brüder nannte, nämlich zwei Samländer, Konrad Düwel und Klaus Stobmel, und zwei andere Preußen, der Sudauer Kudare und der Pogesane Nakaym.

„Ich selbst", sprach Prewilte, „habe Martin nicht mehr gekannt, aber mein Vater hat als junger Bursche noch manchen Zug mit ihm gemacht. Denn Martin liebte es, seine Leute aus allen Gauen zu wählen. Bisweilen hat mein Vater nichts als Beulen und Wunden heimgebracht, doch öfters ist er mit vollem Sack gekommen und wohl auch ein Beutepferd zur Seite oder zwei. Ehrlich getheilt ist immer worden. Den besten Fang haben dem Martin doch einmal die Heiden selbst ins Netz getrieben."

„Wie das?" fragte Valentin.

„Vordem," berichtete Prewilte, „war es mit den Litauern nicht also bestellt, wie jetzt, daß sie alle ein und dasselbe Oberhaupt hatten. Darum ist es heutzutage so schwer, jenseit der Memel viel auszurichten. Denn falle ich in ein Dorf ein, so satteln sie gleich

im ganzen Lande die Hengste und sind hinter mir her. Sie gehorchen von der Memel bis zur Düna und Beresina und von der See bis nach Polen alle dem Olgierd und seinem Bruder, dem Kynstutt, und das sind flinke Stoßvögel; sie setzen dem Orden und dem preußischen Lande mit Mord und Brand fast mehr zu, als die Christen ihnen. Aber zu Martins Zeit gab es in Litauen noch so gewaltige Großfürsten nicht, sondern neben den Fürsten auch Häuptlinge, die jenen nicht immer gehorchten. Da war denn viel Neid und Eifersucht zwischen ihnen, und oft rief einer gegen den andern die Struter herbei oder auch den nächsten Ordenskomtur. So kommt denn auch einst ein gewisser Peluse aus Litauen herüber, geht nach Königsberg und bittet den Komtur daselbst, ihm einen Haufen Kriegsleute mitzugeben. Sein Feind, der benachbarte Häuptling, mache Hochzeit, dabei werde man ihn sammt allen seinen Gästen leicht aufheben können. Der Komtur hatte wenig Lust dazu, denn den Litauern ist nicht zu trauen; das Fallenstellen verstehen sie eben so gut wie das Dreinschlagen. Auch mochte der Komtur um solcher Sache willen nicht seine Leute aufbieten. Indessen, denkt er, für die Struter taugt's eher; verbrennen sie sich den Mund, so macht es mich nicht heiß. Er ließ also Martin von Golin und Konrad

Düwel holen; die waren gleich bereit. Sie sammelten ihre Kumpane, und andern Tags ritten sie mit dem Litauer ab, kreuz und quer durch die Wildniß. Hätte er sie falsch geführt, er wäre nicht lebendig entronnen. Aber sein Groll gegen den Häuptling war echt. Sie kamen glücklich an den Hof, brachen ein, da fanden sie wohl siebzig vornehme Litauer beisammen, die mit dem Bräutigam zechten. Einige sprangen noch bei Zeiten zu den Waffen, die meisten waren unbewehrt. Die widerstanden, wurden erschlagen; die andern, so viele ihrer nicht entwischten, ließ Martin binden; auch Braut und Bräutigam wurden gefangen. Was das Haus gutes enthielt, kam auf die Wagen. Den ganzen Zug, Menschen, Vieh und die bepackten Wagen, trieb Martin vor sich her. Er gelangte mit allem wohlbehalten heim."

„Was macht ihr mit den gefangenen Heiden?" fragte Valentin.

„Die reichen müssen sich mit Geld oder Geldeswerth auslösen, die armen werden als Knechte und Mägde behalten. Die der Orden erbeutet, setzt er an wüsten Stellen in seinem Lande als Bauern an."

„Von jener Lösung hat sich denn Martin wohl das Schloß erbaut, das er irgendwo soll besessen haben?" bemerkte Leonhard.

„Ihr meint die Burg Konowedit, die im Sam=

land liegt auf dem Wege von Königsberg nach Loch-stedt," erwiderte der Preuße. „Nein! Die Burg verlieh ihm der Orden zum Lohn für seine Dienste; denn Martin war dem Landmeister, der damals an des Hochmeisters Statt in Preußen gebot, und allen Ordensbrüdern sehr werth. Sie nannten ihn nur den Herrn Unverzagt. Aber daß er die Burg bekam, geschah erst später. Bevor Martin mit Witingsrecht sich auf Konowedit niederließ, hat er noch manchen Ritt als Struter gethan. Und einmal kam er gar als Schiffer zurück! Das ging so zu:

Seit dem gestörten Hochzeitsfeste paßten die Litauer an der Memel eine Zeit lang besser auf und lauerten, ob sie den Strutern den schlimmen Streich nicht heimzahlen könnten. Martin ersah sich daher anderswo ein Loch zum Einschlüpfen. Er streifte nun über Galinden hinein, gegen die jazwingischen Litauer, die am Bug wohnen. Einst kam er mit wenigen Genossen an diesen Fluß und lag dort eine Weile im Gebüsch am Ufer versteckt. Da hörte er Pferdetritte. Aber wie er zusieht, waren es keine Reiter, sondern ein Schiff wurde getreidelt. Vier Pferde zogen die Leine, die am Mast befestigt war. Die Schiffer hatten auch noch ein Segel aufgesetzt, denn das breite flache Fahrzeug — eine Witinne — war schwer mit Korn

beladen, und es ging gegen den Strom. Martin hielt sich still. Als das Schiff vorbei war, folgte er mit Vorsicht. Zwei Meilen weit schlich er so hinterher. Da legten die Schiffer an, stiegen aus und suchten Reisig, um Feuer zu machen und ihren Brei zu kochen. Während sie nun hiemit beschäftigt waren, fiel er mit seinen Gesellen über sie her. Sie wehrten sich wie Jazwinger thun, nämlich ganz verzweifelt. Aber er übermannte sie endlich doch, und weil sie sich nicht ergeben wollten, so ließ er sie sämmtlich todtschlagen. Dann bestieg er ihr Schiff, richtete es stromabwärts und ließ sämmtliche Pferde vorspannen. Nun fuhr es schnell wie ein leichter Kahn thalab. Unangefochten trieb er den Bug hinunter, in die Weichsel hinein und hinab nach Preußen. Das war ein Jubel, als er vor der Stadt Thorn erschien! Dort verkaufte er Schiff und Getreide; es ergab für jeden Mann ganzer zwanzig Mark!"

„Mich wundert nur, daß damals nicht noch mehr Leute sich auf die Struterei verlegten," meinte der Messerschmied.

„Ja, Väterchen!" lachte Prewilte, „mancher fand auch ein Haar darin, und Martin selber ist mehr als einmal nur wie durch ein Wunder davongekommen. Besonders in seinen ersten Zeiten ging es ihm oft

hart an den Kragen. So streifte er einmal mit Nakaim und sechzehn andern längs der Drewenz hinauf. Es war zu der Zeit, als ein Theil der Preußen noch wider den Orden stand. Martin leistete damals den Brüdern auf der Burg Reden Dienste als Späher. Nun war ein Haufe von heidnischen Preußen, zwanzig Mann stark, in ein christliches Dorf an der Drewenz gefallen und hatte es verbrannt. Diesen Feind sollte Martin verfolgen. Nach einem scharfen Ritt lagerte er sich auf polnischem Gebiet unweit des Flusses. Er stellte zwei Wächter aus; er selbst mit seinen andern Genossen schlief ein. Nur Nakaim blieb munter; ihn hungerte, und weil er im Flusse weiter aufwärts Krebse bemerkt hatte, so nahm er einen Sack, ging nach der Stelle hin, entkleidete sich und spazierte ins Wasser hinein, um Krebse zu fangen. Unterdeß war die heidnische Schar umgekehrt und traf plötzlich auf Martins Trupp. Sie überwältigten die Wächter, die wohl mochten geschlafen haben, erschlugen den einen, banden den andern an einen Baum und überfielen sodann die Uebrigen. Diese rafften sich hastig auf und es entspann sich ein harter Kampf. Darüber kam Nakaim den Fluß herab gewatet. Nackt, wie er war, sprang er sogleich seinen Freunden zu Hilfe, ergriff Schild und Schwert eines Gefallenen und schlug an

Martins Seite gewaltig auf den Feind los. Aber sein nackter Leib bezahlte es; in Fetzen hing bald das Fleisch an seinem Körper herab.

Schon lag auf beiden Seiten mehr als die Hälfte der Streitenden todt; da hielten die noch übrigen erschöpft inne. Eine Stunde währte der Waffenstillstand. Dann begann der erbitterte Kampf von neuem. Kein Theil siegte. Es gelang dem gebundenen Wächter, seine Fesseln endlich abzustreifen. Er ging nach dem Kampfplatz, da lagen Christen und Heiden allzumal nebeneinander in ihrem Blute. Die meisten waren todt; nur wenige, darunter Martin und Nakaim, athmeten noch. Die Feinde hatten einen Wagen mitgeführt, der ihren Raub trug. Auf diesen legte der Wächter seine noch lebenden Gefährten, und so schaffte er sie nach der Burg Reden, wo sie geheilt wurden."

„Nakaim auch?" fragte Leonhard mit ein wenig ungläubiger Miene.

„Wohl! wir haben alte Lieder von Martin und seinen Brüdern," antwortete der Struter, „doch die versteht Ihr nicht. Aber einst, als ich auf der Burg zu Königsberg an der Witingstafel speiste, da las uns ein Kaplan aus einem Geschichtenbuche vor. Es waren deutsche Reime; sie hörten sich gut an und meldeten in vielem die Wahrheit. Darin war auch

von Nakaim dem Pogesanen die Rede. Wenn Ihr nach Königsberg kommt, so laßt es Euch weisen!“

„Ich bitt' Euch, erzählt nur weiter!“ rief Valentin.

„Ich müßte Tage und Nächte lang erzählen,“ sprach der Struter, „wenn ich alles sollte berichten, was man von Martin von Golin zu sagen weiß. Mir hat von seinen Streichen immer dieser am besten gefallen: Er ritt einmal mit einem andern Späher nach Galinden hinein, wo aufständische Preußen einen Schlupfwinkel hatten. Dort verirrten sie sich. Um wieder auf den rechten Weg zu kommen, griffen sie einen preußischen Bauer auf, der ihnen begegnete, und geboten ihm, sie zu führen. Er aber leitete sie an einen Ort, wo sie dem Feinde in die Hände fallen mußten. Als sie es bemerkten, erschlugen sie den Verräther. Doch für ihre Rettung war es zu spät. Fünf Reiter jagten ihnen nach und holten sie ein. Martin und sein Kumpan wurden von den Pferden herabgerissen und gebunden. Martins Roß blieb geduldig stehen; das Roß des andern aber rannte davon. Die Heiden wollten sich dasselbe nicht entgehen lassen. Ihrer drei setzten dem Pferde nach, die zwei übrigen blieben bei den Gefangenen zurück, und da sie Martin erkannten, so zückten sie voll Zorn

die Schwerter und wollten ihm den Kopf spalten. Er aber rief ihnen zu, sie sollten doch nicht thöricht sein und seine schönen Kleider mit Blut besudeln; nackt könne er eben so gut sterben als im Wamms. Das leuchtete ihnen ein. Sie banden ihn los, um ihn zu entkleiden. Doch kaum hatte er die Arme frei, so riß er dem einen das Schwert von der Seite, hieb ihm in den Hals, bezwang und tödtete auch den andern, befreite dann seinen Kumpan, und nun ritten sie den dreien nach, die das Pferd verfolgten. Auch diese erlagen ihnen, und so kam Martin glücklich und im Triumph wieder aus Galinden heraus."

Valentins Augen strahlten vor Vergnügen. Auch Leonhard rief beifällig: „Ein wackerer Degen! So wahr mir Sankt Liborius helfe, ich gäbe viel darum, hätte ich ihn mit eigenen Augen gesehen. Es muß ein gewaltiger Recke gewesen sein!"

„Aber wie war er sonst anzuschauen?" fragte Valentin. „Ich meine von Angesicht?"

Prewilte zuckte die Achseln: „Wie Ihr oder ich! was weiß ich! Ein Mensch mag aussehen wie er will, so steht doch immer die Nase zwischen den Augen. Bei Waldau wohnen noch Söhne und Enkel von Konrad Düwel; es sind große Witinge; in ihrer Burg haben sie manch' Andenken an Martin und

seine vier Brüder aufbewahrt. Vielleicht giebt es dort von ihm auch ein Bildniß."

Ein Sohn Prewilte's nahm nun das Wort und sprach: „Mein Vater lobt Euch die alten Struter, aber von seinen eigenen Thaten redet er nicht!"

„Ein Hund, der viel bellt, beißt wenig," erwiderte Prewilte.

„So will denn ich von ihm eins erzählen," sagte der Sohn. „Es war im ersten Jahre des Meisters Werner von Orseln, da unternahm mein Vater mit neunzehn Mann einen Zug über die Memel. Als er jenseits des Gehäges war, welches die Grenze entlang läuft, erwischte er einen litauischen Bauer, der Holz fällte. Von dem erfuhr er, daß Großfürst Gedimin, der jetzigen Fürsten Vater, die Häuptlinge des Landes zu sich nach Wilna entboten, und daß ihrer fünfundvierzig aus dieser Gegend auf dem Wege dorthin seien. Prewilte beschloß sofort, ihnen nachzusetzen. Vier Tage lang folgte er ihren Spuren, dann hatte er sie erreicht. Sie hielten in einem Walde an einem Moosbruch und waren im Begriff, auf die Elke im Bruch Jagd zu machen. Prewilte blieb hinter den Büschen; er wartete auf die Nacht. Dann überfiel er sie, wo sie sich zum Schlaf gelagert, tödtete die meisten, nahm allen ihre Pferde und eilte

dann mit seinen Gesellen den Weg zurück. Aber die Häuptlinge, die seinem Schwert entronnen waren, brachten das Land ringsum in Aufstand, und bald war eine auserlesene Schar von Kriegern auf den schnellsten Rossen hinter den Ermländern her. Prewilte sah, es war ein Rennen auf Leben und Tod. Die Grenze war noch viele Meilen weit, und die Pferde ermatteten schon. Da befahl er, alles Gepäck und allen Vorrath an Speise von den Rossen zu werfen. So gewann er wieder einen Vorsprung und schlug sich nun seitwärts in die Wildniß, wo die Litauer seine Spur verloren. Allein jetzt kam über ihn und die Seinigen ein anderer Feind, die Hungersnoth, und hier half kein Rennen. Da sprach Prewilte: „„Ihr sehet, Brüder, uns verzehrt der Hunger. Wohlan, erkaufen wir uns einen ehrenvolleren Tod! Unsere Verfolger haben Brot; gehen wir ihnen entgegen! vielleicht daß wir sie bezwingen!““

Am Saume der Haide standen die feindlichen, Reiter, ungewiß, wohin sie sich wenden sollten. Plötzlich fuhr es wie eine Windsbraut über sie her; den ganzen Trupp zersprengte der Stoß. Ein Dutzend Pferde lief ohne Reiter; Prewilte fing sie; sie trugen Speise genug. So rettete er sich und alle seine Gesellen.“

„Wohlgethan!“ riefen die beiden Deutschen, hoben, wie die Preußen am Tisch es thaten, ihre Trinkschalen und leerten sie auf das Wohl des Hausherrn.

Prewilte sprach: „Wahr ist die Geschichte. In der Jugend macht man solche Streiche. Heute würde ich doch so tief in Feindesland hinein nicht mit so wenigen Leuten streifen. Doch lassen wir nun die alten Geschichten! Meister Leonhard, Ihr trinkt nicht mehr? Schmeckt Euch mein Meth nicht?“

„Euer Meth schmeckt mir sehr wohl. Er ist würzig und stark genug. Nur zu stark, wie ich merke. Erlaubt mir, daß ich gehe und mich aufs Ohr lege. Ihr wißt, daß ich morgen in der Frühe heimreisen will.“

„Leider,“ antwortete der Hausherr. „Da Ihr aber darauf besteht, so mag es sein.“

Er stand auf und geleitete seine Gäste — denn auch Valentin wollte nun nicht länger mitzechen — hinaus zur Klete. Das war ein kleines Gebäude neben dem Haupthause, wo mancherlei Vorrath verwahrt wurde und immer ein Gemach für Fremde bereit stand. Dort war jetzt den deutschen Gästen zu Ehren aus selten benutzten Federbetten ein Lager bereitet. Hier begaben sich die beiden zur Ruhe. —

Als Valentin am andern Morgen erwachte, sah er seinen Vetter bereits reisefertig in dem Gemach auf und abgehen. Er eilte, sich ebenfalls anzukleiden. Der Alte war unwirsch, aber sein Verdruß galt dem Hausherrn. „Dieser Prewilte,“ sprach er, „ist in allen andern Stücken ein gescheiter und zuverlässiger Mensch. Aber die heidnischen Schrullen kann er nicht los werden. Gestern verspricht er mir, mich in seinem Wagen heimzuschicken; heute schlägt er es wieder ab, weil das Feuer ausgegangen ist!“

„Was heißt das?“ fragte Valentin verwundert.

„Das ist ein preußischer Aberglauben. Auf dem Herde haben sie ein Loch, da hinein scharren die Weiber Abends die glühenden Kohlen zusammen, sprechen dabei, wie mir erzählt ist, auf preußisch zu dem Feuer: „„Heilige Herrin! ich will dich schön zudecken, daß du nicht auf mich zürnest.““ Finden sie Morgens das Feuer ausgegangen, so sind sie traurig und halten es für ein böses Zeichen; an solchem Tage mögen sie nichts unternehmen.“

„Heilige Herrin? Das klingt freilich ganz heidnisch,“ bemerkte Valentin.

„Die Preußen sind auch im Grunde keine rechten Christen,“ versetzte der Messerschmied, „sie stecken noch so voll Heidenthum, wie der Bock voller Läuse.

Vor uns Deutschen lassen sie es freilich so wenig wie möglich merken; sie scheuen den Bischof. Aber unter sich treiben sie noch viel von ihrer alten Abgötterei. Schwerlich möchte man zum Beispiel ein preußisches Haus finden, das nicht seine Schlange hat. Sie glauben, solch Ungeziefer bringt ihnen Glück. Darum hält sich denn jeder Hauswirth eine Schlange. Sie hat ihr Nest hinter dem Ofen, wird mit Milch genährt, und wenn es gar eine gehörnte ist, wie es denn solche geben soll, so wird sie mehr gehegt und gepflegt als das eigene Kind des Wirthes. Ich möchte darauf wetten, wenn wir überall herumstöberten, so fänden wir auch hier in irgend einem geheimen Winkel die Hausschlange. Prewilte ist übrigens noch einer von den besten, und weil er in seinem Leben so viele Heiden todtgeschlagen hat, so steht er beim Bischof in gutem Geruche. Aber dieser närrische Aberglauben! Ausgegangenes Feuer! Ich wollte nichts sagen, wenn's noch ein vernünftiges Vorzeichen wäre. Geht mir am Morgen ein altes Weib über den Weg, so kehre ich gern um. Denn das bedeutet in der That nichts gutes. Aber weil es auf dem Herde nicht brennt, soll ich hier bleiben — es ist zu dumm!"

„Müßt Ihr denn durchaus heute reisen?"

„Freilich! ich habe morgen ein Geschäft beim

Hochmeister. Ich werde nun reiten, so steif auch noch meine Knochen sind.“

Leonhard ging, sein Pferd zu satteln. Indeß da Prewilte sah, daß sein Gast auf seinem Vorsatz beharrte, so gab er nach und stellte ihm den Wagen. „Stößt Euch auf dem Wege etwas übles zu, so erinnert Euch, Ihr habt's gewollt,“ sagte er warnend.

„Ich nehme es auf mich,“ erwiderte der Messerschmied, empfahl dann dem alten Struter noch einmal seinen Vetter, schüttelte beiden herzlich die Hände und fuhr ab.

Valentin blickte ihm nicht ohne Wehmuth nach. Dann folgte er seinem Wirthe, der, um ihn zu zerstreuen, ihm sein Gehöft zeigte. Es war fast wie ein kleines Dorf anzuschauen, so viele besondere Gebäude gehörten dazu. Da war außer dem Haupthause, der Klete und den zahlreichen Ställen und Scheunen zuerst das Rauchhaus, in welchem die Kinder und ein Theil des Gesindes zu schlafen pflegten; auch einiges Jungvieh hatte hier sein Unterkommen. Einen Ofen gab es nicht darin, aber in der Mitte war der Estrich erhöht und festgestampft, darauf qualmte ein großes Feuer, dessen Rauch durch eine glockenförmige Oeffnung im Dache stieg und droben

an der Decke die aufgehängten Schinken und Würste bräunte. Dann kamen sie an das Mahlhaus, in welchem gemahlen und gebacken wurde; darauf an eine Reihe von einzeln erbauten Kammern, denn fast für jeden Zweck gab es hier ein eigenes Häuschen. Weiter zur Jauge; das war ein sehr langes Gebäude, im Aeußern fast wie eine Ziegelscheune. Darin war an dem einen Ende eine Tenne geschlagen; dieser Platz diente zum Dreschen und Worfeln des Getreides. Der Raum dahinter war zum größten Theil erfüllt mit aufrechtstehenden Getreidegarben. Ein Ofen von Feldsteinen stand dazwischen, welcher von außen geheizt wurde. Viel Hitze strömte er aus; er trocknete das Getreide. Löcher in den Thüren an den schmäleren Gegenseiten der Jauge ließen den feuchten Athem der Garben entweichen.

„Eine gefährliche Art zu darren,“ meinte Valentin.

„Wohl! man muß gut Acht geben, daß dem Ofen das Stroh nicht zu nahe kommt,“ erwiderte Prewilte, „aber bequem ist unsere Weise doch. Hier kann man auch ein Bad nehmen, wenn man will.“

Der Deutsche sah ihn fragend an. „Ich meine ein Schwitzbad,“ fügte der Wirth erklärend hinzu, „wir baden nicht anders. Aber ich habe dazu eine eigene Pirte, das ist ein Badehaus.“

Er führte ihn dorthin und öffnete die Thür. Ein heißer Wasserdampf quoll ihnen entgegen. Dann erblickte man drinnen auf einer Bank sitzend einige nackte Gestalten — es waren ein paar Knechte des Hauses —, die ein Mann mit einem besenartigen Busch schlug. An der Wand war ein Ofen von grauem Feldstein, den begoß der Bader von Zeit zu Zeit mit Wasser, das zischend auf die glühenden Steine fuhr.

„Habt Ihr Lust mitzubaden?“ fragte der Wirth.

Valentin dankte; ihn erstickte beinahe schon an der Thür der Dampf.

„Wenn Ihr es erst einmal versucht habt, so werdet Ihr es nicht mehr entbehren mögen,“ versicherte dagegen der Preuße. „Aber meine Ställe werden Euch gefallen.“ Damit geleitete er ihn weiter.

Als sie in den Kuhstall traten, wo gerade gemolken wurde, tauchte die Melkerin ihre Hand rasch in einen Eimer Wasser, der zur Seite stand, und spritzte ihnen in die Augen, indem sie auf preußisch etwas vor sich hin sprach. Valentin wischte mit dem Ermel über sein Gesicht und wollte dem Mädchen in seiner Weise den Scherz vergelten. Prewilte lächelte: „Es war kein Scherz,“ sagte er nachher als sie weiter gingen, „sondern ein alter Melkbrauch. Der Spruch, den

das Mädchen sagte, heißt auf deutsch etwa: „„Wie ich sprenge, so reichlich spritze mein Kuhchen immer die Milch!““ Das thut den Kühen gut; sie geben desto reichlicher Milch.“

Valentin dachte an das erloschene Herdfeuer und an die derben Worte seines Vetters. Aber er hielt es für unnütz, etwas zu entgegnen. Die schönen Pferde im nächsten Stall nahmen auch bald alle seine Gedanken in Anspruch.

Als der Rundgang beendet war, führte Prewilte seinen Gast zum Frühmahl. Es hätte dann nach einer am vergangenen Abend getroffenen Verabredung eine Jagd veranstaltet werden sollen. In der Tiefe des nahen Waldes gab es Wisente und Elennthiere, ja selbst ein Auerochs sollte sich haben sehen lassen, und da Valentin solch' Riesenwild nur aus Zwingern, insbesondere aus dem hochmeisterlichen Thiergarten zu Marienburg kannte, so freute er sich nicht wenig, als ihn der ermländische Witing, stolz auf das ihm verliehene Jagdrecht, zu diesem Waidwerk einlud. Aber jetzt wurde es wegen der üblen Vorbedeutung dieses Morgens auf den nächsten Tag verschoben, dem alle einen bessern Anfang wünschten.

Der junge Mann tröstete sich, indem er mit den hübschen Mädchen im Hause Bekanntschaft machte.

Am meisten gefiel ihm Salowis, die jüngste Tochter seines Wirthes. Sie hieß eigentlich Anna, aber das war nur ihr Taufname. Die Preußen ließen ihre Kinder wohl von dem Pfarrer christlich benennen, aber nachher gaben sie ihnen doch Namen aus ihrer eigenen Sprache. Anna hatte schon als Kind eine süße und klangvolle Stimme, darum ward sie Salowis geheißen, das ist Nachtigal. Bei ihr beschloß Valentin ein wenig Preußisch zu lernen; wo hätte er es angenehmer mögen?

Sie saß im Garten unter einem Erlenbusch. Auf ihrem Schoße lag ein Haufen Herbstblumen und Erlenzweige, die sie gepflückt. Sie wand daraus Kränze für sich und ihre Schwestern. Er setzte sich neben sie. Sie blickte ihn freundlich an und sagte: „Nuson Rikis!“ Das hieß — so viel wußte er von den Bauern, die zuweilen bei seinem Vetter in Marienburg gekauft hatten — das hieß: „Unser Herr!“

„Wüßt' ich doch,“ dachte er bei sich, „was auf preußisch heißt: Schönes Mädchen.“ Aber da er solches im Laden zu Marienburg nie gehört, so sagte er bloß, indem er so viel Bewunderung als möglich in seinen Ton legte: „Salowis!“

Sie lächelte, wählte aus den Blumen die schönste

und gab sie ihm. Er winkte Dank und steckte die Blume auf seinen Hut. Dann brach er für den Kranz, den sie flocht, von dem Erlenbusch ein frisch grünendes Reis und sagte, indem er auf Busch und Zweig wies: „Erle.“

Sie verstand, was er hören wollte, und erwiderte das preußische Wort dafür: „Alskande.“

Nun deutete er auf die Finger; — sie sagte: „Pirstas;“ auf die Hand — „Ranka“.

Jetzt waren sie mit einander im Zuge. Unter Lachen und Scherzen hatte er bald eine ganze Reihe von Vokabeln gelernt und sagte sie wieder her:

„Finger — Pirstas. Hand — Ranka. Arm — Irma. Schulter — Pettis. Kopf — Galwa. Auge — Akis. Nase — Nosi. Mund — Austi.“

Sie sprach es ihm bestätigend nach. Als er an den Mund kam, beugte er sich vor, aber sie zog lachend das Köpfchen zurück. Dabei ritzte sie sich mit dem Messer, mit welchem sie die Stengel abschnitt, in die Hand; ein Tropfen Blut quoll hervor. Valentin ergriff die Hand und küßte den Tropfen ab. Da entsprang sie ihm und floh wie ein Reh ins Haus.

Valentin ging auf's Feld hinaus, den Bach entlang, der plätschernd dahinfloß. In Gedanken verloren schritt er hastig immer fort. Das Feld ward

zur Haide, die Haide zum Walde; er beachtete es nicht. Der Bach machte eine Wendung; er bemerkte es nicht und schritt immer vorwärts. Da fand er sich im dichten Gestrüpp und ringsum dunkelte der Wald. Ein moosbewachsener Steinblock lag hier, gegen den war er gerannt.

Nun besann er sich, er kehrte um und wollte den leitenden Bach aufsuchen, aber er suchte vergebens und der Wald wurde nur dichter. Eine Stunde lang wanderte er in die Kreuz und Quer, erkletterte hie und da einen Baum, um eine Umschau zu halten, aber es nützte nichts. Verdrießlich warf er sich in das dürre Laub am Boden. Da raschelte es im Gebüsch und Prewilte stand vor ihm.

Der alte Struter lachte vergnügt: „Ihr habt Euch verirrt, Brüderchen! Das sah ich wohl an Euern Kreuz- und Quersprüngen. Wäret Ihr beim Wachtstein geblieben, ich hätte Euch längst gefunden. Kommt nun! es ist Mittagszeit.“

„Aber wie habt Ihr so bald mich finden können?“ fragte Valentin. „Hier ist nicht Weg noch Steg, und in dem dichten Laube auf der Erde macht der Fuß keine Spur.“

„Da irrt Ihr Euch sehr!“ versetzte Prewilte. „Seht hier und hier, wie Eure Tritte es gezeichnet haben.“

„Ich sehe nichts, wenigstens keine Spur, daß ein Mensch da gegangen.“

„Ihr werdet es schon lernen,“ sagte der Struter. „Uebrigens giebt es im Walde noch andere Zeichen: die Richtung des niedergetretenen Grases, gestreifte Büsche, geknickte Zweige.“

Er wies ihm alle Merkmale auf. Er knüpfte daran manche Erzählung und Belehrung, um ihn in die Feinheiten der Späherkunst einzuweihen. Unter solchem Gespräch wanderten sie heim.

Als sie auf dem Gehöft anlangten, empfing sie lustiges Pfeifen und Pauken. Ein paar wandernde Spielleute waren angekommen und spielten auf, während die jungen Burschen vom Hause singend und jauchzend herumsprangen und stampften oder Purzelbäume schossen und auf dem Kopf standen. Prewilte gebot Ruhe, versprach für den Abend ein Faß Bier und ein Tanzvergnügen.

Sobald die Dämmerung anbrach, ward in einer leeren Scheune der Tanzplatz hergerichtet. Als die Kienfackeln angezündet waren, versammelte sich das junge Volk, alle in ihrem besten Staat. Die Männer in kurzem Rock und langen Hosen von Grobtuch, über den Leib einen breiten gewirkten Gürtel, den allerlei Zierath schmückte; auf dem Haupt ein Mütz-

chen oder einen breitkrempigen Hut von langhaarigem Filz, geziert mit einem hohen Strauß von Blumen und Laub; an den Füßen statt des gewöhnlichen Bastgeflechts Schuhe von Leder. Die Mädchen waren in Linnen gekleidet. Eine Jacke bedeckte ihnen Brust, Schultern und Arme; um die Hüften waren zwei bunte linnene Decken geschlungen und kreuzweise über den Unterkörper gewunden, so daß sie wie Hosen die Beine verhüllten. Darüber trugen sie eine bunte Schürze. Auf dem Hauptthaar, welches ungeflochten nach hinten fiel, war ein breiter hoher Blumenkranz befestigt. Die verheiratheten Frauen trugen statt des letzteren die Abglopte, einen Bügel, der mit einem breiten weißen Tuche benäht war.

Aber die Musikanten fehlten noch. Sie waren in's Dorf gegangen, um für den folgenden Tag ihre Dienste dem Schulzen anzubieten; denn diesem gehörte auch der Kartzem, das heißt die Dorfschenke. Ein Knecht wurde ihnen nachgeschickt, um ihre Rückkehr zu beschleunigen. Unterdessen vertrieben sich die jungen Leute die Zeit mit lebhaftem und dann plötzlich wieder stockendem Gespräch.

„Was thun sie?“ fragte Valentin den Sohn vom Hause, den jungen Wiltaute, der ihm öfters als Dolmetscher dienen mußte.

„Sie geben einander Räthsel auf,“ war die Antwort.

„Wie schade, daß ich Eure Sprache nicht verstehe!“

„Wollt Ihr mitrathen? Vielleicht löst Ihr das Räthsel, welches jenes Mädchen dort eben vorgetragen hat und worüber sich jetzt alle so den Kopf zerbrechen. Merkt auf: „„Ich keimte und wuchs, gewachsen ward ich Jungfrau, Jungfrau geworden ward ich bald Ehefrau und dann ein altes Weib; aber da ich ein altes Weib ward, bekam ich erst Augen, und durch meine Augen bin ich nun ausgekrochen.““ Was ist das?“

Valentin besann sich eine Weile.

„Nun was ist das?“ fragte Wiltaute wieder.

„Das ist zu schwer!“ lachte Valentin.

„Moke! Moke!“ rief jetzt lustig das Mädchen.

„Ja, es ist Moke, zu deutsch: der Mohn!“ erklärte Wiltaute. „Nämlich der Mohn erst mit seiner bunten Blumenkrone wie eine Jungfrau, dann mit seinen bleichen Blumenblättern, die einer Abglopte gleichen, und zuletzt mit seinem dürren Kopfe voller Löchlein, durch welche seine Körner herausfallen.“

„Sehr sinnreich!“ mußte der Deutsche gestehen. „Habt Ihr solcher Räthsel viele?“

„Manche unter uns,“ versetzte der junge Preuße, „und zwar oft gerade Leute, denen man es am

wenigsten ansieht, daß sie so gescheit sind, erfinden dergleichen mit großer Leichtigkeit. Hier ist ein Räthsel, das ich wohl eine halbe Stunde lang mich vergebens bemühte zu enthüllen: Es lautet so:

„„Lebend nährte ich Lebende
Gestorben trage ich Lebende,
Bin doch noch unter den Lebenden,
Da neben und unter mir Lebende.““

Rathet mir das!“

„Sagt mir nur lieber gleich, was es sein soll!“ rief Valentin, nachdem er eine Zeitlang nachgedacht. „Mein Kopf ist zu hart für Eure Feinheiten. Wir Deutsche haben auch Räthsel, aber sie sind, wie mich dünkt, leichter.“

Wiltaute schien nicht wenig geschmeichelt, daß seinen Landsleuten wenigstens in einem Stücke eine Ueberlegenheit zuerkannt wurde. Er antwortete: „„Lebend nährte ich Lebende — das that die Eiche mit ihren Eicheln. Gestorben trage ich Lebende — das thut sie, zum Kahne gezimmert. Dann bewegt sie sich unter Lebendigen, denn neben und unter ihr ziehen die Fische.“

Mittlerweile waren die Musikanten herbeigekommen; sie stimmten ihre Pfeifen; nun waren sie fertig, gaben das Zeichen, und die Tänzer ordneten sich.

„Zum ersten den Huttanz!“ rief Wiltaute, in=

dem er drei Hüte brachte und dieselben je zwei Schritte von einander in gerader Linie mitten auf den Fußboden legte. Die Pfeifer gehorchten und bliesen die verlangte Weise. Nun traten sechs junge Burschen vor, es waren die Tänzer. Ihrer zwei stellten sich einander gegenüber an jedem Hute auf; dann, mit gehobenen Hacken und gebogenen Knieen, aber den Oberkörper immer gerade aufgerichtet, umsprangen sie hockend den Hut. Dabei sangen sie und klatschten zum Takt in die Hände. War aber der Tänzer halb um den Hut herum gekommen, so wandte er sich zu dem nächsten Hute und hüpfte dem neuen Partner dort gegenüber einen zweiten Halbkreis. Dreimal tanzte so in Schlangenlinien und mit immer wechselnden Paaren der hockende Zug um alle Hüte. Dann traten sechs frische Tänzer ein und wiederholten das Schauspiel.

Nach den Männern kamen die Mädchen an die Reihe. Die Musik ging in ein langsames Maß über, vier Tänzerinnen stellten sich in Kreuzform auf; zwei davon schritten einander langsam entgegen und wieder zurück, sie näherten sich und wichen, endlich erfaßten sie sich, schwangen sich herum und hüpften dann nach einem Kuß von einander auf ihren früheren Platz zurück. Die beiden andern Mädchen rechts und links

die während dessen still gestanden, tanzten nun ihrerseits. Alle sangen dabei das Lied mit, welches die Musikanten spielten.

Eine dieser Tänzerinnen war Salowis. Ihre glockenreine Stimme entzückte Valentin; ebenso bewunderte er die Anmuth ihrer Bewegungen und ihr rosiges Gesichtchen mit den langen schwarzen Wimpern über den blauen Augen. Er freute sich auf einen Tanz mit ihr. Aber diese Hoffnung ward getäuscht; denn als die häufig herumkreisenden Schalen mit Bier dem jungen Volke hinreichend die Köpfe warm gemacht hatten und nun an Stelle der regelmäßigen Tänze, welche die Geschlechter gesondert aufgeführt, ein Durcheinanderspringen der Burschen und Mädchen begann, da sah sich Valentin vergeblich nach Salowis um. Sie war mit ihren Schwestern gegangen, sie hatten den Mägden den Platz überlassen.

Die nächsten Tage wurden mit der Jagd und mit den Vorbereitungen ausgefüllt, die Prewilte zum Abmarsch traf. Doch fand Valentin noch Zeit, seine Sprachübungen bei der jungen Preußin fortzusetzen. Als es zum Abschied kam, waren er und sie von Herzen traurig.

„Auf dieser Fahrt will ich mein Leben lassen,

oder den Preis gewinnen, den ich mir nun gesetzt!“ sprach Valentin bei sich.

. . . .

Unterwegs schloß sich Prewilte mit seinem Gefährten einem Trupp preußischer Freilehensleute an, die auf des Ordens Gebot ebenfalls nach Königsberg zogen. Ein jeder hatte sich auf drei Wochen mit Lebensmitteln versehen müssen. So lange konnte es dauern, ehe sie in Feindesland auf dessen Kosten lebten. Bei Königsberg angelangt, wurden sie vom Marschall in Empfang genommen; er wies ihnen vor der Stadt, wo schon anderes Kriegsvolk des Ordens lagerte, die Unterkunft an.

„Warum bricht das Heer nicht auf?“ fragte Valentin, nachdem sie hier acht Tage still gelegen.

„Es muß erst Frost eintreten, damit die Wege an der Grenze und in Litauen besser werden,“ erwiderte Prewilte. „Inzwischen geben der Meister und der Landgraf einander Feste. Heut halten sie auf der Burg zu Königsberg den Ehrentisch. Das ist unter den Rittern das gepriesenste Fest, und niemand in der Welt richtet es aus, als nur der Orden in Preußen. Am Ehrentisch sitzen nie mehr als zwölf. Es sind unter allen fremden Fürsten, Grafen, Rittern und Edeln, die zur Heidenfahrt herkommen,

allemal die trefflichsten. Der Meister wählt dazu nur solche, die sich in Kämpfen und ritterlichen Thaten den höchsten und weitesten Ruhm gewonnen. Diese ruft der Herold auf, und solche Ehre gilt für die größte, die sich ein Ritter erwerben kann. Denn da entscheidet nicht Rang, noch Macht oder hohe Abkunft, sondern das Verdienst, die adlige That. So habe ich einmal gesehen, daß am Ehrentisch nur einfache Ritter saßen, während ihre Landesherrn an einer geringeren Tafel Platz nahmen.“

„Können auch bloße freie Männer zu solcher Ehre gelangen?“ fragte Valentin.

Der Alte lächelte: „An den eigentlichen Ehrentisch könnt Ihr niemals kommen. Denn Ihr seid eben nicht ritterbürtig, und er steht nur für Ritter da. Aber an eine Nebentafel wohl. Denn zu diesem Feste werden auch gemeine Kriegsleute geladen und sie sitzen dann an geringeren Tischen in bunter Reihe mit den vornehmen Herren, nämlich auch hier je nach dem Waffenruhm, und die Liedsprecher reden, die Sänger singen auch zuweilen von ihren Thaten, und nach jedem Lobspruch erschallt von den Pfeifen und Posaunen und Pauken ein Tusch. Ich habe auch einmal dort gesessen. Es war eine besondere Gunst, denn für gewöhnlich werden nur Fremde geladen. Ja,

die Ehre ist groß; aber es ist auch Vortheil dabei, denn der Meister läßt an die Gäste reiche Geschenke vertheilen. Die reichsten empfängt natürlich, wer am Ehrentisch sitzt. Dort ist alles Tafelgeräth von Gold und Silber, und der goldenen und silbernen Trinkbecher ist eine solche Zahl, daß jeder Gast seinen Becher nur einmal leert und dann einen andern nimmt. Jeden Becher aber, den er geleert hat, darf er behalten, es ist sein Ehrengeschenk. Mancher, der eben so gut zechen wie fechten kann, bringt es dabei wohl auf ein Dutzend Becher, wenn ihm auch vom allerschwersten Wein eingeschenkt ward."

„Da wäret Ihr Preußen freilich theure Gäste," scherzte Valentin.

„Unsere Weiber können insgemein fast noch mehr Bier vertragen, als wir selbst," bemerkte Prewilte, „aber an Wein sind die Preußen nicht gewöhnt; darin möchten uns die Deutschen leicht besiegen."

Dieses Eingeständniß schien ihm indeß doch nicht ganz von Herzen zu kommen, oder er wollte die Probe machen; genug, er führte seinen deutschen Kumpan nach der Stadt, zeigte ihm noch dies und jenes bemerkenswerthe Bauwerk und ging dann mit ihm in eine Weinschenke, wo es sich dann, nachdem sie einige Kannen geleert, herausstellte, daß dem alten

Struter der Wein eben so wenig anthat, wie daheim der Meth.

Einige Tage nachher setzte der Wind wieder nach Nordost um, der erwünschte Frost trat ein und das Heer marschirte ab. Es ging durch Samland und Nadrauen zunächst an die Memel. Dort lagen schon in großer Zahl Schiffe bereit zur Ueberfahrt. Drüben aber kam man in eine dicht verwachsene Waldwildniß; viele hundert Mann mußten beständig mit der Axt arbeiten, um einigermaßen Bahn zu brechen. Doch bewegte sich der Zug nur mit Mühe und langsam vorwärts. Den Vortrab führte der Komtur von Ragnit, in der Mitte seiner Schar die Fahne St. Georgs, des Drachentödters, des Schutzpatrons der Ritterschaft. Dann folgte das Panier von Hessen, der rothe, weißgefleckte Löwe, darauf die Fahne des Hochmeisters, in weißem Felde das Ordenskreuz mit einem schwarzen Adler darin. Zuletzt die Paniere der andern Komture, welche mitzogen. Voraus und zu den Seiten schwärmten die Späher; bei diesen befanden sich auch der ermländische Witing und dessen junger Begleiter. Oft stockte der lange schmale Heereszug, denn häufig stürzten in dem Gestrüpp die Pferde oder wurden scheu, wenn ein morscher Baum im Winde plötzlich niederbrach. Diese „Reise“ war

beschwerlicher, als sich die meisten Gäste gedacht. In dem morastigen Grunde sanken selbst die Menschen bis an's Knie ein, und hatte man sich aus dem Bruch herausgearbeitet, so mußten bald wieder überfrorene Gräben und Tümpel überschritten werden, auf denen das Eis fast regelmäßig einbrach. Zwischen den Bäumen aber schlugen die Aeste dem Reiter ins Gesicht, während Wurzeln und Sträuche die Füße des Unberittenen verstrickten. Früh dunkelte der Abend herein, dann ward für eine lange häßliche Nacht gerastet. Die ermatteten Pferde fanden kein Gras, die müden Menschen zitterten vor Kälte und Nässe. Da fiel manches Roß, und mancher Mann wurde siech.

Endlich war der böse Grauden — so nannten die Preußen diesen morastigen Urwald — überstanden und man gelangte in's freie Feld. Wie kühlten da die Ritter an dem nächsten Heidendorf ihren Zorn! Die Männer wurden erschlagen, manch Weib hatte ein schimmeres Schicksal; zuletzt ging das Dorf in Flammen auf. Dann suchten sie mit gleicher Verheerung die weiter gelegenen Dörfer heim. Bald aber stießen sie auf heftigeren Widerstand. Eine starke Reiterschar, von einem Sohne Olgierds geführt, warf sich den Christen entgegen. Das Treffen war hart. „Hessenland! Hessenland!" jauchzte der Land=

graf, als er anritt, und die Seinigen hallten den Kriegsruf jubelnd nach. Aber die Litauer schlugen so tapfer drein wie die Hessen. Es kostete viel Blut, bis sie endlich das Feld räumten und davonjagten. Das Kreuzheer verfolgte sie nicht; es war zu sehr geschwächt von den Mühsalen im Grauden und jetzt von diesem Kampfe.

Aber es feierte den Sieg. Der Hochmeister schlug eine große Zahl edler Herren und Knappen zu Rittern. Dies war der weltliche Lohn, um den sie hergekommen; den himmlischen meinten sie sich durch das vergossene Heidenblut verdient zu haben. Ihr Zweck war somit erfüllt. Dazu kam nun auch Botschaft von den Spähern, daß Olgierd und Kynstutt ein großes Heer sammelten. Man berathschlagte; es schien am besten, noch einige Tage lang diese Gegend von Grund aus zu verwüsten, dann aber heimzuziehen. So geschah es; mit einigen tausend Gefangenen und anderer Beute überschritt das Kreuzheer wieder die Memel.

Die Späher bildeten jetzt den Nachtrab. So war Valentin während des ganzen Zuges stets auf Posten voll Beschwerde und Gefahr mitgewesen; aber eine Gelegenheit, irgend eine große That zu vollführen, hatte er vergebens erwartet. Nicht einmal an der

einzigen Schlacht, die geliefert worden, hatte er Theil nehmen können. „Ich kehre lebendig und mit heilen Gliedern zurück, aber so arm und gering wie zuvor!“ rief er mißmuthig aus, als sie in Samland einritten.

Prewilte hatte es gehört; er wandte sich zu dem Jüngling und sprach: „Wißt Ihr noch wie Ihr rathlos im wormditter Walde standet? Ihr schautet da die Bäume an wie ein hilfloses Kind. Jetzt versteht Ihr auch in der Wildniß den Pfad zu finden. Ist das nichts werth? Wahr ist, dieser Zug hat uns wenig in's Netz gebracht. Man hätte sollen vier oder fünf Wochen später ziehen, wenn vom Frost im Walde das Erdreich gehörig fest geworden und das Eis auf den Wassern haltbar ist; so wäre man schnell vorgedrungen und in allem weiter gekommen. Aber der Landgraf wollte nicht länger warten. Doch behaltet guten Muth! Unser Dienst hier ist zu Ende. Jetzt wollen wir auf eigene Hand unser Glück versuchen.“

In Königsberg wurde die aufgebotene Mannschaft entlassen. Prewilte warb aus ihr einige Dutzend in Struterei geübter Gesellen und führte dann seine Schar nach Rastenburg, um von dort aus ostwärts in das seltener durchplünderte podlachische Gebiet von Litauen zu streifen. Zweimal wagten die kühnen Freibeuter dort den Einfall, einmal vor Weihnachten

und darauf im Februar, und beide Male mit gutem Erfolg. Mehr aber als das Geld, welches er sich aus diesen Kämpfen erworben, freute Valentin das Lob, welches Prewilte ihm für manchen rettenden Hieb, für manche treu durchwachte Nacht gespendet.

Bei dem zweiten jener Züge war es den Strutern gelungen, den Pfleger oder Ordensbefehlshaber von Rastenburg, den tapferen Heinrich von Kranichfeld, der bei einem Gefecht in feindliche Gefangenschaft gerathen war, wieder zu befreien. Er wollte nun die Litauer von neuem seinen Arm fühlen lassen, versammelte in Rastenburg die Ritter und Mannen seines Gebietes, bildete aus ihnen einen Streithaufen von drittehalbhundert Reisigen und zog mit demselben durch die galindische Wildniß nach Podlachien. Es war erst Mitte März, aber der Winter wich früher als man gerechnet; wie sie an den Narew gelangten, fanden sie den Fluß durch Regengüsse stark geschwollen; sie mußten umkehren und einen andern Weg suchen. Sie wandten sich nach der Ordensburg Eckersberg am Spirdingsee. Dort blieb der Hauptheil des Heerhaufens mit seinen Anführern, dem Pfleger und einem andern Ordensbruder, dem Herzog Albrecht zu Sachsen, während eine kleinere Schar unter dem Ordensritter Heinrich Beler nach der Lötzenburg

marschirte, um zu sehen, ob von jener Seite ein besserer Zugang nach Litauen zu finden sei.

Mit Heinrich Beler zogen die Struter. Prewilte, Valentin und einige andere ritten voraus. In der Nähe des Wobel-Sees trafen sie plötzlich auf die Spuren feindlicher Reiterei. Sie forschten nach und ermittelten, daß die Litauer in der Nähe, daß dieselben wohl fünfhundert Mann stark seien und daß sich bei ihnen die drei Fürsten befänden, Olgierd, Kynstutt und des letzteren Sohn Patirke. Die litauischen Fürsten waren nur behufs eines Jagdvergnügens in diese Wildniß gekommen; aber Ritter Heinrich Beler glaubte die Vorhut eines Kriegsheeres vor sich zu haben. Er sandte einen Eilboten mit dieser Nachricht nach Eckersberg. Der Pfleger kam rasch mit seinem Streithaufen und mit so viel Mannschaft als er noch hinzufügen konnte, herbei. Vereinigt überfielen sie dann unvermuthet den Feind.

Nach heftigem Kampfe entfloh zuerst der Fürst von Smolensk, Patirke. Ein Ordensbruder, Ritter Konrad von Hochberg, setzte ihm nach und warf ihn mit seiner Lanze aus dem Sattel. Aber einer aus Patirke's Gefolge, ein riesiger Mann, stellte sich vor den zitternd am Boden liegenden Fürsten und wehrte mit seinem Jagdspieß die Christen ab, indeß

andere ihren Herrn auf ein frisches Pferd hoben und mit ihm davonsprengten. Nun floh auch Olgierd. Zu ihm hatte sich Valentin Bahn gehauen, hatte mit eiserner Faust des Großfürsten Arm gepackt, ihm den Säbel entwunden — da stürzten sich von allen Seiten die Litauer auf ihn und erretteten ihren Herrn. Von einem Keulenhiebe getroffen, sank Valentin vom Pferde; aber krampfhaft hielt er noch im Fallen Olgierds Säbel fest. So sahen ihn die nachdringenden Struter am Boden liegen. Sie meinten, er sei todt, und eilten weiter, dem weichenden Feinde nach.

Mit Olgierd verließen auch die andern Litauer jetzt das Feld. Nur Kynstutt kämpfte noch. Wie ein wilder Eber, den ein Rudel Hunde gefaßt, so zornig hieb er nach rechts und links, und jeder seiner Streiche saß. Da rannte ein Ordensbruder aus Eckersberg, der Ritter Hanke, mit wuchtiger Lanze gegen ihn an, und Kynstutt stürzte zur Erde. Nun war er verloren; denn wie er sich aufraffte, bohrte ihm auch schon die Lanze des Ritters wieder durch den Pelzrock auf den Panzer, und er mußte sich ergeben. Freudengeschrei lief durch die Scharen der Christen, als sie den Ritter mit seinem hohen Gefangenen daherschreiten sahen. Der Pfleger beeilte sich, den köst-

lichen Siegespreis in Sicherheit zu bringen; er selbst geleitete ihn auf die nahe Lötzenburg.

Dorthin brachten die Christen auch ihre Verwundeten. Valentin war unter diesen. Der Schlag, der ihn hingestreckt und betäubt, hatte ihm den Eisenhut zertrümmert und eine breite Wunde am Kopfe gerissen, aber er war nicht zum Tode getroffen. Die Struter verbanden seine Wunde noch auf dem Kampfplatz, legten ihn dann sammt seiner Trophäe auf eine Bahre, die sie aus Lanzenstäben und Baumzweigen hergestellt, und trugen ihn sorgsam nach der Burg. Dort blieb Prewilte bei ihm und pflegte ihn wie seinen Sohn. Er verzichtete um des Schwerkranken willen gern auf die Ehren, die er nun in Marienburg hätte mitgenießen können.

Denn dahin zog jetzt Heinrich von Kranichfeld mit dem Ritter Beler und den verdientesten der anderen Kriegsleute; sie führten im Triumph dem Hochmeister den gefangenen Heidenfürsten zu.

Der Hochmeister, Herr Winrich von Kniprode, nahm seinen großen Feind mit der Achtung auf, die einem Helden und Fürsten gebührt. Er wies ihm in seinem Schloß zu Marienburg ritterliche Haft an und vertraute die Hut des wichtigen Gefangnen zwei Ordensrittern an, denen dessen Gemach bei

Tage offen stehen mußte. Aber des Nachts durfte Kynstutt allein in seinem Zimmer bleiben und es verschlossen halten. Ja, der Hochmeister ging in seiner Milde und Schonung so weit, daß er ihm, da jener der deutschen Sprache sehr wenig kundig war, seinen eigenen Kammerdiener Alf (Adolf), einen jungen getauften Litauer, auf welchen er großes Vertrauen setzte, zur täglichen Bedienung überwies. Auch zog er den Fürsten oft an seine Tafel und gestattete ihm jede Zerstreuung, die mit der Sicherheit seiner Haft verträglich schien.

. . . .

Drei Monate waren verstrichen. Valentin war längst geheilt und wieder so voll von Jugendkraft, wie je zuvor. Aber er tummelte sich nicht mehr in der Wildniß; es hatte ihn stärker nach der friedlich stillen Flur von Wormditt gezogen, und als er mit Prewilte dorthin kam und die Geliebte wiedersah und gewahrte, wie die gleiche Freude ihr Herz und seines bewegte, da hielt er sich nicht länger, er trat zu Prewilte und warb um sie.

„Ich bin nicht mehr arm, Vater Prewilte!" sprach er. „Ihr wisset, wie hoch die Herren in Rastenburg den Säbel schätzten, den ich Olgierd entriß. Ich werde die Edelsteine des Griffs ausbrechen lassen und mir einen Hof kaufen, unfern

dem Eurigen. Laßt mich Euer Sohn sein! gebt mir Salowis!"

Prewilte blickte seine Tochter an. Sie stand erröthend da und hob die Augen nicht. Der Vater lächelte; er schloß Valentin in seine Arme, küßte ihn und sagte dann: „Du sollst mein Sohn sein. Aber man fällt bei uns mit solchem Antrag nicht so in's Haus. Man schickt erst den Freiwerber, der kommt und geht hin und her, und zuletzt erst, wenn der Werber das Jawort hat, erscheint der Bräutigam und sucht die Braut. Bei meinen deutschen Nachbarn ist es der Vater oder der Ohm, der für den Freier das Wort führt. Du mußt unsere Bräuche ehren. Bitte deinen Vetter, den Meister Leonhard, daß er bei mir und meiner Frau für dich um die Braut werbe!"

Während dieser Rede war Salowis aus dem Zimmer geschlüpft; aber der Blick, den sie Valentin zuwarf, als sie die Thür schloß, war ihm genug. Froh dankte er dem Alten und versprach in allem Folgsamkeit.

Wenige Tage nachher war er in Marienburg und wieder im Hause des Messerschmieds. Hier traf er nun auch seinen Bruder, der inzwischen mit Weib und Kind aus der Mark nach Preußen gewandert

und jetzt um so zufriedener war, da er Valentin's Zukunft gesichert sah. Auch Leonhard freute sich mit ihm über sein Glück, und er war gern bereit zu dem Dienst, um den ihn sein junger Vetter anging. Es wurde verabredet, daß man es dem erfahrenen Witing überlassen sollte, für seinen künftigen Schwiegersohn eine Besitzung zu kaufen; bis dahin sollte Valentin bei seinem Vetter wohnen, der es auch auf sich nahm, die Juwelen zu verkaufen.

„Ich bringe die Steine nach Danzig auf den Dominiksmarkt," sagte er, „die polnischen Händler, die dorthin kommen, zahlen für solche Dinge doch mehr, als mein Nachbar, der Goldschmied, so reich der auch ist. Aber sie haben freilich an den großen Herren in Polen auch gute Kunden; wenn denen etwas gefällt, so müssen sie's haben, es mag kosten, was es will."

Die Gevattern und Freunde des Messerschmieds machten große Augen, als sie hörten, wie es jetzt mit dem jungen Gesellen stand. Vordem hieß er ihnen nur der märkische Nichtsnutz; jetzt war er, wo er nur eintrat, ein hochgeehrter Gast. Doch behagte es ihm in der Stadt weniger als draußen vor den Thoren. Wieder wie einst strich er dort durch Wald und Flur oder längs der Nogat hinauf, hinab. Aber mit wie

andern Gefühlen! Das Herz jetzt voll süßer Hoffnung, die Seele voll holder Bilder.

Am Ufer des Stromes, nicht weit von der Stadt, lief zwischen dicht stehenden Weidenbäumen ein Fußpfad hin. Neben dem Pfade lag ein großer glatter Stein, dem Wanderer eine willkommene Ruhebank. Dahinter zog sich bis zum Wasser hin hohes und dichtes Gebüsch. Eines Nachmittags im Hochsommer war Valentin aus der Stadt hieher gewandert, um, wie er es liebte, im Flusse ein Bad zu nehmen. Nachdem er gebadet und sich wieder angekleidet, fühlte er kaum mehr die genossene Kühlung, denn der Tag war sehr heiß. Er legte sich in das Gebüsch am Ufer und schaute träumend auf die rasch dahinströmende Fluth mit ihren glitzernden gelben Wellen.

Da hörte er hinter sich den Fußpfad entlang Männer herankommen, die heftig gegen einander redeten. Er hob den Kopf und blickte durch das Gebüsch hin. Es waren ein alter Mann in gemeiner preußischer Tracht und ein junger in deutscher Kleidung, ein Edelknappe wie es schien. Der Greis setzte sich auf die Steinbank nahebei, der junge Mann blieb vor ihm stehen. Valentin erkannte nun in dem letzteren den Kammerdiener des Hochmeisters, den vielvermögenden Alf. Auch den Alten erinnerte er

sich schon bisweilen gesehen zu haben; es war einer jener preußischen Liedsprecher, die singend auf dem Lande umherzogen, und insgeheim meist auch Weidelei, d. h. altpreußischen Götzendienst und allerlei heidnischen Aberglauben trieben, wie sie denn namentlich den preußischen Bauern die Krankheiten besprachen, insbesondere das Vieh heilten. Es wunderte ihn, wie der stolze Diener des Fürsten in solche Gesellschaft kam, denn bei den Deutschen und am meisten bei dem Orden standen die preußischen Sänger in Mißachtung.

Valentin's Neugier war erregt. „Wer nicht belauscht sein will, soll nicht am Wege sitzen," dachte er bei sich. Sie redeten preußisch mit einander. Dies zog ihn noch mehr an. Er versäumte nicht gern eine Gelegenheit, sich im Verstehen und im Gebrauch der Sprache zu üben, die ihm werth geworden war.

„Was verfolgst du mich und mein Kind?" sprach der Greis mit herbem Tone. „Du bist für mich zu vornehm. Suche dir in deinem Stande ein Weib! Für den Fuchs die Füchsin, aber die wilde Katze für den wilden Kater!"

„Deine Hütte ist arm und schlecht," entgegnete Alf, „und dein Acker liegt wüst. Nimm das Kaufgeld, das ich dir biete, drei Mark Silbers, so bist du reich dein Lebelang."

„Warum ist meine Hütte arm und schlecht?“ rief der Preuße zornvoll, „warum liegt mein Acker wüst? Weil die Christen mir den einzigen Sohn nahmen und ihn in ihre Schlachten gegen dein Volk schleppten, bis er fiel! Seine Tochter soll keinem Christen die Füße waschen! Geh! ich will dein Geld nicht.“

Der junge Litauer drang noch einmal mit Bitten auf ihn ein. Der Greis blieb unbeweglich. Zuletzt rief er ungeduldig: „Ich hab' es bei Perkunos geschworen. Du verschwendest nur deine Worte. Geh! Stelle dich hurtig wieder hinter deines Herrn Stuhl, daß nicht einer komme und ihm berichte, wie er dich mit einem Weideler habe geheime Zwiesprach halten sehen!“

Alf fuhr erschreckt zusammen und wandte sich zum Fortgehen, erst langsam, dann immer eiliger schreitend. Der Greis sah ihm höhnisch lachend nach.

Jetzt erhob sich Valentin leise. Er schämte sich doch, gehorcht zu haben. Unbemerkt schlich er davon. Eine Strecke weit ging er am Wasser hinab, dann bog er wieder in den Fußpfad ein. Als er nach einer Weile wieder an die Steinbank kam, saß der Alte noch da. Eine hohe sehnige Gestalt, noch ungebeugt von der Last der Jahre, und im Bart und Haupt-

haar noch wenig Weiß. Nur das runzelvolle Antlitz war greisenhaft. Vorhin hatten seine Augen von Haß und Groll gefunkelt, jetzt lag in ihnen ruhige Milde. Als Valentin mit einem preußischen Gruß vorüberschritt, sah ihn der Greis, wie er dankte, so freundlich an, daß jener anhielt und sich neben ihn setzte.

„Hier ist wenig Schatten, Väterchen!" sprach er auf preußisch, „du scheust die Sonne nicht."

„Die Jugend liebt den Mond, das Alter die Sonne," erwiderte der Greis.

Um seine Schultern hing eine Lischke, eine aus dünnen breiten Holzbändern geflochtene Schachtel. Der Deckel hatte sich verschoben und ein seltsam gewundenes Holz stak heraus. Valentin warf einen Blick darauf und sagte: „Du bist ein Weideler?"

Der Alte schob hastig das verrätherische Krummholz in die Lischke zurück, drückte den Deckel fester hinauf und antwortete: „Ich wandere bald hier, bald dort und singe den Bauern alte Lieder, wie die Preußen sie gern hören."

„Ein gutes Lied wird auch bei Hofe gelohnt," meinte Valentin. „Wenn im großen Remter auf dem Schlosse dort getafelt wird, so schallt Musik und Gesang herab, und die Liedsprecher, hab' ich mir erzählen lassen, gehen immer zufrieden von dannen."

„Wohl! es sind Deutsche!“ sprach der Greis bitter. „Den preußischen Sänger möchten die Herren wohl mit Hunden aus dem Schlosse jagen.“

„Da thust du dem guten Fürsten schwer Unrecht;“ versetzte der Jüngling, „der Hochmeister ist leutselig gegen jedermann, und wenn er selbst auch schwerlich preußisch verstehen mag, so hat er doch gerade jetzt einen Gast zu Tisch, den ein preußisches, wenn nicht ein litauisches Lied wohl erfreuen möchte.“

„Wer wäre das?“ fragte der Alte zweifelnd.

„Fürst Kynstutt der Litauer.“

„Sitzt Kynstutt an des Meisters Tafel?“

„Nicht täglich, aber wenn ein Festmahl gegeben wird. Morgen zum Beispiel, da wird es hoch hergehen im Schloß zu Marienburg, denn sie haben dort vornehme Gäste aus dem Reich zu bewirthen.“

Es näherten sich nun Schritte. Valentin brach das Gespräch ab, nickte dem Greise zu und ging weiter.

Der Alte schaute sinnend vor sich hin. „Ich möchte es wohl einmal versuchen,“ murmelte er bei sich. „Ein deutsches Lied, wie klingt das so hart und schrill! es ist, wie wenn der Nordwind über die Haide saust und die alten Bäume bricht. Ich will ihnen ein preußisches Lied singen! und wer vermag

es besser im ganzen Lande, wer kennt so alte Sagen, als Gunteine, der Weideler von Posiljen?"

Am nächsten Mittage stellte er sich vor dem Schlosse ein. Herrlich lag im Sonnenglanze der stolze Bau vor ihm, die mächtige Burg zierlich und fest zugleich aus gebranntem Stein aufgeführt, mit den hohen Fenstern aus blankem und buntem Glas, und die Thore und alle die Thürme blitzend von goldblinkendem Zierath. Aber am meisten strahlte das Wunder der Burg, in hochgewölbter Nische an der Mauer der Hauskapelle das riesengroße Standbild der Himmelskönigin mit dem Christusknaben auf dem linken Arm, und in der rechten Hand das lilienförmige Zepter. Wie Himmelsglanz umleuchtete es sie; denn mit goldflimmerndem Gestein oder Glas war die Vertiefung der Nische belegt, und die Seitenwände und die Wölbung über ihrem Haupte strahlten in Blau und von goldenen Sternen. Sie selbst aber, die Königin, war in ein goldfarbenes Untergewand gekleidet, und darüber lag in reichen Falten ein rosenrothes Gewand, und goldig funkelten die Kronen auf ihrem und ihres Sohnes Haupte.

Gunteine wandte voll Grimm seine Augen weg und schritt rasch auf das Thor zu. Dort drängte sich schon eine schaulustige Menge. Selbst mancher

ehrbare Bürger war herbeigelaufen, um die vornehmen fremden Herren einreiten zu sehen, die der Fürst geladen. Aber die meisten, die sich hier versammelt hatten, wollten sich an den „gehrenden Leuten“ ergötzen, welche zahlreich anlangten. So nannte man die Gaukler und Lustigmacher, welche Geld begehrend bei jedem hohen Freudenfest sich einzufinden pflegten. Da waren Bärenführer und Seiltänzer, Luftspringer und Possenreißer, und einer hatte gar einen abgerichteten Hirsch gebracht und ließ ihn seine Künste machen.

Unter den Dienern, die zuweilen herauskamen und hineingingen, war auch Alf; er bemerkte den Greis, sprach ihn an und als er hörte, weshalb derselbe gekommen, beeiferte er sich, ihn in die Burg und an den Ort zu führen, wo die Sänger standen.

Der Schauplatz des Festes war der große Remter. In der Mitte dieses gewaltigen Saales, wo von einem einzigen mächtigen Granitpfeiler das hochaufstrebende und weitverzweigte Gewölbe gestützt und getragen ward, begann die lange Tafel, an der die Gäste saßen. Sie war mit königlicher Pracht ausgestattet. Ueberall auf ihr blitzte es von goldenem und silbernem Geschirr und von feinen venetianischen Gläsern. Und die Speisen und Getränke waren solcher Gefäße würdig,

so wie der Hände, von denen sie aufgetragen wurden; denn auch die Bedienung zeigte den Hofhalt eines großen Fürsten an. Es waren nicht geringe Leute, die hier aufwarteten. Das Brot reichte der Pfleger von Lesewitz; die Schüsseln mit den Gerichten wurden von zwei andern Ordensbeamten, den Karwansherren oder Schirrmeistern von Marienburg und von Grebin, vorgesetzt; die geleerten Becher zu füllen war das Amt der Pfleger von Meselanz und Montau. Die Oberaufsicht über das Mahl führten die Pfleger von Dirschau, Grebin und Stuhm; sie gingen auf und nieder längs der Tafel und sahen nach, ob es irgendwo an etwas gebreche.

Aber alles war reichlich und erfolgte in der gehörigen Ordnung. Zuerst kam die Suppe, eine Fleischbrühe mit Mohrrüben, Schoten, Petersilien und Knoblauch. Dann allerlei Gemüse. Hierauf die Schüsseln mit Fisch; danach ebenso mannigfaltig die Fleischspeisen und die Mehlspeisen. Endlich die Braten von Wildpret: Stücke vom Reh, vom Hirsch und vom Elenn. Dazwischen die Leckerbissen: gebratene Eichhörnchen, Rebhühner, Staare und Kraniche. Den Beschluß machten süße Leckereien: Konfekt von Kaneel und von Kubeben, von Anis und anderem Gewürz, Rosinen, Datteln und Mandeln, Pfefferkuchen und

viel anderes Naschwerk. Eben so vielfach waren die Getränke. Man begann bei ihnen mit den feinen Bieren von Wismar, Danzig, Elbing und Bromberg. Dann ging man über zum Meth, erst zum leichteren Mittelmeth, nachher zum schweren Riga'schen. Den Meth hatte man aus Glas getrunken. Jetzt aber griff man zu den Bechern von Gold und Silber, denn es galt nun dem Wein. Für den Landwein von Thorn, Riesenburg, Rastenburg und aus des Meisters Garten bei Marienburg war das Silber gut genug, wohl auch noch für die Weine von Welschland und Ungarn. Aber den köstlichen alten Rheinwein, den edlen Rainfall oder den vornehmen Malvasier setzte man in goldenen Kannen hin und trank man aus goldenen Bechern.

Es wurde wacker gezecht, und um den Durst noch mehr zu reizen, aß man zwischenein von den Beisätzen der Tafel: elbinger Neunaugen, Heringe von Schonen oder Bornholm, feinen Herrenkäse von Schweden oder England. Selbst der jedem Ordensbruder sonst verbotene Lutertrank, eine Art Likör, der damals an vornehmen Tischen selten fehlte, war heute erlaubt. Der Meister lebte für gewöhnlich sehr einfach, aber bei Festlichkeiten trat er auf und tafelte als ein Fürst.

Sein Tischnachbar, ein deutscher Reichsgraf, lobte ihm die Fülle des Reichthums, der hier entfaltet war, und bewunderte besonders den kostbaren Thronsessel. Der Meister sprach:

„Gott hat unser Ordenshaus gesegnet, und wir mögen uns wohl vor fremden Fürsten sehen lassen. Aber was meinen Sessel anbelangt, Herr Graf, so Ihr in's Werder nach Lichtenau hinüber rittet, Ihr könntet dort bei einem unserer Bauern auf einem Sessel sitzen, der kostbarer ist."

„Bei einem Bauern?" fragte jener, „wie meint Ihr das, Herr Fürst?"

Winrich lächelte. „So hört! Vor kurzem kam ich in jenes Dorf. Da bat mich der Bauer, von dem ich rede, in sein Haus zu Gaste. Wir saßen zu zwölfen am Tisch. Unser Wirth hatte auftragen lassen, was Küche und Keller vermochten; es war ein recht stattliches Mahl. Aber statt der Stühle hatte er uns Tonnen, bedeckt mit Brettern, hingesetzt. Das nahm mich Wunder, denn ich wußte, der Mann war reich. Ich fragte ihn, warum er uns denn so gar armselig sitzen lasse. Er antwortete: „„Gnädiger Herr! Ihr sitzet auf meinem ganzen Reichthum. Es gefalle Euch nur, die Deckel abzuheben."" Ich that es. Da sah ich, elf

Tonnen waren voll Silbergeld und die zwölfte war halbvoll."

Der Graf schlug vor Verwunderung die Hände über dem Kopfe zusammen und rief: „Herr Gott! wo hatte der Bauer so viel Geld her?"

„Unser Werder ist das fetteste Land und so kornreich, wie in der Welt wohl kein zweites," erklärte der Meister. „Uebrigens," fügte er hinzu, „die Lichtenauer sind unter allen im Werder die reichsten."

„Was thatet Ihr darauf?" fragte der Gast weiter. „Durfte der Bauer so stolze Schätze behalten?"

„Natürlich!" erwiderte der Hochmeister, „ich freute mich seines Wohlstandes und zum Dank ließ ich ihm die zwölfte Tonne voll machen."

Der Graf verwunderte sich noch mehr: „Bei Sankt Hubertus! ich gestehe, nirgend sonstwo im heiligen römischen Reich ist dergleichen erhört. Es dürfte bei uns zu Land kein Bauer seinen Herrn ungestraft so viel Geld sehen lassen!"

„Das ist schlimm für den Bauer und noch schlimmer für den Herrn," versetzte Winrich. „Doch seht! da bringen sie uns die Liedsprecher her!"

Ein Sänger trat auf mit der Zither im Arm, spielte und sang dazu in oberdeutscher Mundart ein

kunstvoll gereimtes Lied. Dann folgte ein anderer und noch einer, wie zum Wettgesang. Reicher Beifall belohnte sie. Als alle geendet hatten, neigte sich Alf zu seinem Herrn, flüsterte ihm etwas zu und deutete nach dem Hintergrunde des Saales hin. Winrich nickte, da holte Alf den preußischen Sänger herbei.

Gunteine war anfangs bei dem ungewohnten Anblick der Pracht ringsum und der vornehmen Versammlung, die hier tafelte, verwirrt gewesen. Aber jetzt trat er gesammelten Geistes und in edler Haltung hervor. Er sang.

Eine sanfte, klagende Melodie, in weichen, vollen Tönen; aber ein Wohllaut, der traurig stimmte. Die Ritter wußten den Sinn der Worte nicht, aber manch einem der harten Kriegsmänner ward dabei das Herz schwer; denn es gemahnte ihn dieser Klang wie an ein verlorenes Glück, an die Braut, die man ihm einst genommen, oder an sein todtes Mütterlein und an seine unschuldige Jugend. Was sang der Alte? Er sang das Weh und Leid seines Volkes, das einst frei und glücklich war. Doch die Deutschen vernahmen von seinem Liede nur den wehmuthsvollen Klang.

„Hör' auf mit deinem Gewinsel!“ rief unwillig der Ordensmarschall, der grimme Henning Schinde-

kopf. Auch der Meister bedeutete ihm zu schweigen. Gunteine trat ab und stellte sich hinter die deutschen Sänger am Ende des Remters.

Nun kam ein Kämmerling des Meisters und vertheilte die Preise. Dem einen gab er ein güldenes Kettchen, den beiden andern Goldmünzen. Dann sah er spöttisch auf Gunteine, holte von der Tafel einige Haselnüsse, reichte sie ihm und sprach unter dem beifälligen Gelächter der deutschen Sänger und der zunächstsitzenden Herren:

„Niemand hat verstanden den armen Prüsse,
Drum soll man ihm geben drei taube Nüsse.“

Gunteine wollte beschämt davongehen. Aber da rief ihn von der Tafel her auf litauisch eine Stimme an. Es war Kynstutt. Der Fürst zog von seinem Finger einen goldenen Ring und reichte ihn dem Preußen. Der Hochmeister, im Gespräch mit seinen Nachbarn, hatte den Scherz des Kämmerers nicht bemerkt. Aber er sah, wie Kynstutt dem Sänger lohnte.

„Es freut mich,“ sprach er, „daß wenigstens einer an meinem Tisch sich an dem Liede des Preußen hat vergnügen können.“

Alf verdolmetschte dem litauischen Fürsten diese Worte des Meisters. Kynstutt ließ erwidern: „er

hätte gern jenes Lied zu Ende hören mögen.“ Alf erhielt darauf von dem Meister die Weisung, er solle nach der Tafel den Preußen zu dem Gefangenen führen und eine Viertelstunde lang mit demselben dort verweilen.

Dies geschah, aber ein Geschäft rief zufällig den Diener auf einige Augenblicke ab. Kynstutt benutzte diesen Zwischenfall. Als er mit dem Alten sich in dem Gemach allein sah, sprach er:

„Du bist arm und den Deutschen ein Gespött. Hilf mir aus meinem Käfig, und ich will dich in meinem Lande reich und vornehm machen.“

„Wie kann ich das?“ rief Gunteine. „Aber Alf könnte es vielleicht. Warum versuchst du nicht den?“

„Ich hab' es gethan,“ erwiderte unmuthig der Fürst. „Aber es scheint, ihn lockt kein Gold.“

Gunteine sann nach. Dann sprach er entschlossen: „Ich weiß, womit man diesen Jüngling kauft. Ich kann seinen Preis zahlen und ich will es. Sag' ihm daß Gunteine, der Weideler, ihm seine Enkelin giebt, wofern er dich rettet und wieder unsern alten Göttern dient.“

Der Fürst sprang freudig in die Höhe und rief: „Perkunos sei gelobt, der dich mir gesandt! und bei

Perkunos schwöre ich dir, ich will dir Haus und Hof in meiner Stadt Troki geben. Zieh hin nach Wilna zu meinem Bruder, dem Großfürsten. Zeige ihm den Ring, den ich dir schenkte, und berichte ihm, was wir mit einander hier gesprochen."

Jetzt trat Alf wieder ein. Auch einer der wachehabenden Ritter kam nun herzu. Gunteine sang noch eins von seinen Liedern, dann entließ ihn der Fürst.

Der alte Weideler hatte richtig gerechnet. Dies zeigte sich, sobald der Gefangene den neuen Beweggrund, den jener ihm an die Hand gegeben, bei dem Diener geltend machte. Alfs Treue gegen den Orden, bereits vorher durch Kynstutt's Bitten und Versprechungen mehr als es schien erschüttert, erlag nun vollends. Der Meister hatte nicht wohlgethan, dem getauften Litauer zu vertrauen, als wäre es ein deutscher Christ. Es war ja der Kirche genug, die Heiden zu Namenschristen zu machen; wenn die Neubekehrten die äußerlichen Formen, die sie vorschrieb, beobachteten, so war sie zufrieden. Daß die Preußen und die Litauer, die sie dem Götzendienste mit Gewalt entriß, eine ordentliche Belehrung empfingen, davon konnte um so weniger ernsthaft die Rede sein, als die Heidenbekehrer fast nie der preußischen oder litauischen Sprache mächtig waren. Auch die Landesherrschaft hielt es nicht

für nöthig, hielt es sogar unter ihrer Würde, die Sprache der großen Masse ihrer Unterthanen zu erlernen oder gar preußische und litauische Schulen zu stiften. Der Orden fand es bequemer, zu verbieten, zu bestrafen, als zu unterrichten und aufzuklären. Statt die Sprache der Unterworfenen zum Mittel ihrer Bekehrung zu erheben, that man alles, diese Sprache auszurotten. So war denn das Christenthum der Preußen und Litauer nur ein Gewand, unter welchem sie im Grunde blieben, was sie gewesen. Sie zogen es an, wie die weißen, blauen oder rothen Tuchröcke, die man ihnen bei der Taufe schenkte, und sie trugen es oft schneller ab, als diese. Alf hatte lange geschwankt, seinen neuen Herrn für den alten zu verrathen; aber nicht weil seine Seele an dem Glauben Christi hing, sondern weil er für den Hochmeister Zuneigung empfand und weil er durch dessen Gunst unter den Dienern des Hauses eine angesehene und vortheilhafte Stellung einnahm. Jetzt entschied ihn die Liebe zu Gunteine's Enkelin.

„Ich schulde dem Meister Dank und Treue," sagte er zu sich, „aber schulde ich meinem Vaterlande und meinem angestammten Fürsten nichts? Ich bin ein Litauer; warum zwang man mich ein Christ zu werden?"

So beschwichtigte er sein Gewissen, indem er sich einredete, daß es Vaterlandsliebe sei, was ihn bewege.

Als es zwischen Kynstutt und Alf zum Einverständniß gekommen war, wurden von ihnen mancherlei Pläne zur Flucht erwogen. Von allen schien zuletzt dieser der beste. Kynstutt hatte in seinem Gemach an einer Wand hinter der Tapete eine tiefe Mauerblende entdeckt, die sonst zu einem Wandschranke gedient. Diese Wand ging nach dem Burggraben hinaus. Es war leicht, sie an der dünnen Stelle zu durchbrechen. Die beiden beschlossen zu warten, bis die Nächte länger geworden; dann aber sollte der Gefangene zu gelegener Zeit den Durchbruch bewerkstelligen, sich durch das Loch in den Graben, welcher trocken war, niederlassen und dort den Diener zu weiterer Hilfe bereit finden.

Demgemäß brachte ihm Alf gegen Ende des Monats September heimlich die eisernen Werkzeuge, die jener zu der Arbeit bedurfte. Mit ihnen hob Kynstutt in der Nacht die Steine aus; am Tage aber, sobald die wachehabenden Ordensritter sich zum Gottesdienst entfernt hatten, holte Alf die Steine und den Schutt hinter der Tapete hervor und schaffte sie eiligst weg. Die Arbeit war bald so weit ge-

diehen, daß jeden Augenblick ein Loch, groß genug, um einen Menschen hindurchzulassen, in die Wand gestoßen werden konnte. Nun brachte Alf ein Seil und versteckte es hinter die Tapete. Zugleich theilte er dem Fürsten die frohe Nachricht mit, daß es ihm geglückt sei, einen Ordensmantel zu entwenden. Die nöthigen Pferde hoffte er seiner Zeit ebenfalls beschaffen zu können. Zwei Tage vor Sankt Lucä, am 16. Oktober, hielten sie die Zeit für gekommen, denn das Wetter war stürmisch und regnerisch. Gegen Mitternacht läßt sich der Fürst an der Mauer herab; Alf, im Burggraben harrend, hilft ihm über die Grabenmauer und wirft ihm den Ordensmantel um. Zwei gesattelte Pferde stehen hier; Alf hat sie dem Großkomtur aus dem Stall entführt. Auf das eine schwingt sich der Fürst, auf das andere der Diener. Sie sprengen nach dem Thore. Der Thorwächter sieht den weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuz, er öffnet ihnen das Thor, da sind sie gerettet!

Wie eine Windsbraut fliegen sie nun die Straße entlang, die nach Osten führt. Die ganze Nacht ritten sie dahin, kaum daß sie hie und da die Pferde etwas verschnaufen ließen. Am Morgen, als sie bis Liebstadt gekommen waren — ein Ritt von zwölf Meilen — da brach die Kraft der edlen Thiere zusammen.

Aber sie verschafften sich in Liebstadt andere Pferde. Die beiden zu Schanden gerittenen sollte der Händler, so ließ der vermeintliche Ordensritter durch den Diener befehlen, nach Marienburg an den Großkomtur schicken.

Nun wandten sich die Flüchtlinge südwärts, und während hinter ihnen, doch noch in weiter Ferne, des Meisters Eilboten von Burg zu Burg, von Stadt zu Stadt den Lärmruf trugen, gelangten sie glücklich in der nächsten Nacht über die polnische Grenze nach Masovien, dessen Herzog Kynstutts Schwager war. Von dort begab sich der befreite Fürst dann in sein Land, wo ihn die Seinigen mit Jubel empfingen.

Ein großes Dankopfer ward nun im heiligen Haine auf dem Berge bei Troki den Göttern dargebracht. Die litauischen Priester wollten außer den Rossen, die der Fürst spendete, auch einige gefangene Christen dem Siegbringer Perkunos zu Ehren auf die Scheiterhaufen legen, die vor dessen Standbilde brannten, und Gunteine, der preußische Weideler, befürwortete bei Kynstutt eifrig ihr Gesuch. Aber Alf bat die Opfer los. So glaubte er die Schuld gesühnt, die er durch seinen Abfall von den Christen auf sich geladen.

. . . .

„Ich werde Euch besser verwahren, wenn ich Euch habe!“ schrieb Kynstutt dem Hochmeister. Der Spott war empfindlich und der Schaden noch empfindlicher; aber am tiefsten schmerzte Winrich doch der Verrath, der an ihm begangen worden. Er hatte Alf wie einen Sohn geliebt, und nun sah er durch die Untreue dieses Dieners den Orden schwer benachtheiligt und sich selbst bitterem Tadel ausgesetzt. Denn Kynstutt kündigte an, daß er den Kreuzherren die Rechnung, die er in Marienburg habe auflaufen lassen, mit Wucherzinsen bezahlen werde; und das Land durfte sich in der That zu der Rachsucht und Macht des Litauers das ärgste versehen.

Es wurde bald bekannt, um welchen Preis Alf zum Verräther geworden, und der Zorn der Deutschen richtete sich nun fast noch mehr gegen den alten Weideler, als gegen den verliebten Kämmerling.

„Verwünscht sei die Stunde, in welcher ich den alten Gaudieb auf's Schloß schickte!“ rief Valentin ingrimmig, als er den Zusammenhang erfuhr. Er schwur sich zu, den schlimmen Dienst, den er seinem neuen Vaterlande unwissentlich geleistet, durch eine tapfere That wieder wett zu machen.

Allein vor der Hand gab es dazu noch keine Gelegenheit. Man vermuthete, der Krieg, mit welchem

Kynstutt gedroht, werde im nächsten Jahre zu bestehen sein. Bis dahin konnte Salowis sich noch ungestört ihres jungen Glückes freuen.

Als der Winter kam, fand er Valentin und seine „Nachtigall" bereits in dem Nestchen, das er für sich und sie gebaut. Es war ein ganz stattliches Nestchen. Zwar kein Freilehensgut, wie Prewilte es gewünscht. Denn bei reiflicherer Ueberlegung hatte Valentin es doch vorgezogen, sich ein Heimwesen in der Stadt zu gründen. Er war Bürger von Marienburg geworden und besaß nun — Dank dem Säbel Olgierds — das schönste Haus am Markte der Stadt. Die Ehe zähmte ihn bald; er war nicht allzu böse, daß Kynstutt so lange mit dem großen Kriege zögerte.

Es lag nicht an dem Willen Kynstutts, wenn Jahre vergingen, ohne daß er das Ordensland mehr als durch die gewöhnlichen Grenzfehden beunruhigte. Aber sein Bruder und die andern litauischen Fürsten hielten es für vortheilhafter, ihre Waffen eine Zeitlang gegen die russischen Kleinstaaten an ihren Grenzen zu wenden, die denn auch schwer von ihnen zu leiden hatten. Endlich sah Kynstutt seinen Wunsch gewährt; im Jahre 1369 wurde bei einem Gelage, welches Olgierd ihm und allen Häuptlingen gab, der längst geplante Krieg beschlossen, und diesmal wollte man

die gesammte Macht Litauens ins Feld führen; die deutsche Pflanzung in Preußen sollte nicht, wie sonst, blos beschädigt, sondern von Grund aus zerstört werden. Bisher hatten die Litauer ihre Raubzüge stets möglichst geheim vorbereitet, um unvermuthet zu erscheinen, in raschem Ueberfall zu plündern und zu verheeren und mit der Beute ebenso schnell wieder zu verschwinden, wie sie gekommen waren. Aber diesmal fühlte sich Kynstutt des Sieges so sicher, daß er dem Hochmeister sagen ließ, er werde ihn nächstens besuchen und erwarte würdigen Empfang.

„Die Krähen werden gute Atzung haben," fügte der litauische Bote spöttisch hinzu, als er seinen Auftrag beim nächsten Grenzkomtur ausrichtete.

„Also werden sie im Februar kommen!" sprachen die Ritter zu einander, „denn den Februar nennen die Litauer ja Kowinnis, die Krähenzeit."

Die Deutung war richtig. In der zweiten Februarwoche des Jahres 1370 brachen Olgierd und Kynstutt über die Memel ein. Wie Heuschreckenschwärme so zahlreich waren die Reitermassen, die sie herbeiführten; sie hatten die ganze Kraft ihres weiten Reiches von der Ostsee bis zum schwarzen Meer, die Kuren und Letten, die Schamaiten und Oberlitauer, die Jazwinger und Ruthenen, aufgeboten.

Aber auch der deutsche Orden hatte ein gewaltiges Heer versammelt. Voran die stahlblinkenden Harste der Kreuzherren mit ihren Knechten und den Witingen; dann die Scharen der preußischen Freien und des landsässigen Adels; endlich ein dichter Gewalthaufen zu Roß und zu Fuß, das waren die städtischen Mannschaften, die sogenannten Maien.

Auch Valentin war unter diesen. Die Kampflust seiner ersten Jugend war wieder in ihm aufgeflammt; freudig sprang er zu Roß; er bedauerte nur, daß der alte Struter nicht mitreiten konnte; aber Prewilte lag nun schon im Grabe.

Auf dem Blachfeld bei Rudau, drei Meilen nördlich von Königsberg, traf das Ordensheer, von Henning Schindekopf geführt, auf den Feind; es war am 17. Februar 1370. Da hub eine Schlacht an, so gewaltig, wie nie zuvor eine in baltischen Landen war gefochten worden. Und an diesem Tage erfüllte sich für Valentin, was er so oft gewünscht; er zeigte sich des Glückes werth, das ihm am Baltastrande erblüht war. Schon neigte sich der Sieg auf Kynstutts Seite, schon lagen des Ordens tapferste Brüder und der Marschall Henning Schindekopf selber todt in ihrem Blute, schon wankte und wich das christliche Heer; da ergriff Valentin die fallende Ordensfahne,

trug von neuem das schwarzweiße Banner in den Feind; die Maien folgten; eine zweite Schlacht begann, und nach hartem Ringen wandte sich Kynstutt mit den Seinigen zur Flucht. Die deutsche Pflanzung war gerettet.

Valentins wackere That blieb nicht unbelohnt; der Hochmeister beschenkte ihn mit einer goldenen Ehrenkette und hielt ihn immer hoch. Aber den Sieg dankte man doch nicht einem, sondern allen den tapfern Bürgern, die hier mitgefochten. Und so blieb im Gedächtniß des Volkes nur die Thatsache, daß es die Maien waren, welche diesen Tag entschieden. Sie wurde nachmals von der Sage mannigfach ausgeschmückt. Die königsberger Schuhmacher, deren Zunft in jener Schlacht ebenfalls brav mitgestritten, erzählten sich in späteren Zeiten die Geschichte, indem sie dieselbe auf einen der Ihrigen bezogen und mit alten Zunftbräuchen in Verbindung brachten, folgendermaßen:

„Als bei Rudau Herr Schindekopf fiel und die Ordensfahne sich senkte, da sprang ein Fußknecht vor — es war ein Schuhmacher aus dem Kneiphof zu Königsberg, genannt Hans von Sagan — der packte die Fahne und schlug mit seinem Schwert so hart auf die Heiden drein, daß des Ordens Volk wieder frischen Muth bekam und zuletzt die Schlacht gewann.

Nach erfochtener Viktorie ließ der Hochmeister, Herr Winrich, den tapfern Schuster vor sich kommen: er solle sich eine Gnade ausbitten. Hans erbat sich für seine Person nichts, aber für das Gewerk, daß der Orden alljährlich den Schustern im Kneiphof einen guten Trunk ausrichte, wie denn auch lange Zeit hindurch geschehen ist. Die andern Gewerke in Königsberg haben dann den Schustern im Zechen nicht wollen nachstehen und zum öftern große Festgelage veranstaltet, wobei sie ihren Reichthum in seltsamer Weise zur Schau gebracht. Vor allen die Fleischer, welche einmal — es war im Jahre 1601 — eine Wurst von 1005 Ellen Länge fabricirt und durch die Stadt herumgetragen und endlich mit den übrigen Zünften in guter Eintracht verzehrt haben."

Noch erfreuend Blitze hat der Dechantkeller, der allmählich den [illegible] Schüller vor sich [illegible], er [illegible] sich eine Gewalt [illegible]. [illegible] Gewalt, daß die [illegible] allmählich den Schülern [illegible] einen [illegible], mit [illegible] auch [illegible] ein [illegible]. Die andere [illegible] [illegible], [illegible] dem Schülern im [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zur Erden [illegible]. [illegible] die [illegible], welche [illegible] — [illegible] im Jahre 17[illegible] — [illegible] von 1003 [illegible] Lange [illegible] durch die Stadt [illegible] und [illegible] mit den übrigen [illegible] zu guter [illegible] [illegible] haben.

Bartholomäus Blume.

Die Sonne neigte sich; eine Wintersonne; mit kalten Strahlen beschien sie die schneebedeckte Flur und die Stadt zu den Füßen der Marienburg. Es war am Tage Sankt Dorotheä, den 6. Februar des Jahres 1454. Im großen Remter des Schlosses gingen zwei Männer im Gespräch mit einander auf und ab; der eine im goldgestickten Zobelpelz mit dem Ordenskreuz darauf, das war der Hochmeister, Herr Ludwig von Erlichshausen; rasch schritt er dahin und oft seinen Worten mit heftigen Armbewegungen Nachdruck gebend. Der andere in mantelartigem schwarzem Tuchrock mit einem goldenen Kettchen über der Brust war der Bürgermeister der Stadt Marienburg, Bartholomäus Blume; kleiner, gedrungener von Gestalt als der Fürst, aber von würdevollerer Haltung und in den festen Zügen seines Antlitzes bedächtigen Ernst.

„Ich sage dir, das Spiel ist gewonnen!“ rief

ungeduldig der Hochmeister. Des Kaisers Spruch ist wider die Bündischen und der Papst hat sie schon vordem mit seinem Bann bedroht. So richtet sich gegen sie das weltliche wie das geistliche Schwert und sie müssen mir Buße thun.

Der Bürgermeister wiegte zweifelnd sein Haupt und sprach: „Verzeihet mir, gnädiger Herr, aber ich fürchte, Ihr frohlocket zu früh. Zwar des Kaisers Wort ist scharf genug. Er erkennt zu Recht, daß die von der Ritterschaft, der Mannschaft und den Städten in Preußen, die unter sich dem Orden zum Trotz den Bund geschlossen, nicht billig gethan haben, und daß ihr Bund von Unkräften, Unwürden, ab und vernichtet sein soll. Das ist ein Spruch, an dem nichts zu deuteln. Aber werden sich die Bündischen ihm fügen? Ich glaube es nicht. Sie werden, was der Kaiser in Wien gebietet, ebenso verachten, als die Briefe, die von Rom kommen."

„Sie wagen es nicht," versetzte der Fürst. „Wir haben Freunde im Reich; es würden uns Herren und Edle genug zu Hilfe ziehen."

„So hoffe auch ich," entgegnete der Bürger. „Doch auch der Bund wird Beistand finden. Der Pole lauert nur darauf, daß ihn die Unzufriedenen ins Land rufen, und Polen ist näher als Deutschland."

Der Hochmeister blickte finster drein: „Ich weiß es wohl. Die Verräther im Kulmerland, voran die Eidechsenritter und ihr Haupt, der Schalksbub Hans von Baisen, den der Orden mit Ehren überhäuft hat, sie möchten das Land dem Polenkönig überantworten um Judaslohn. Aber ihre Macht ist, Gott sei Dank, zu gering für ihren bösen Willen. Was sind sie ohne die Städte? Was wären sie auch nur ohne Danzig? Und die Städte, selbst die aufsässigsten, meine ich, werden sich hüten, der deutschen Herrschaft abzusagen und eine fremde anzunehmen."

Bei diesen Worten wandte er sich und blickte dem Bürgermeister scharf ins Gesicht. Blume hielt den Blick ruhig aus und erwiderte: „Euer Gnaden haben gehört, was ich eben vor den Gebietigern sprach. Meine Rede ist nicht zwiefach; so lange ich Bürgermeister bin, bleibt Marienburg dem Orden treu. Für andere Städte lasset andere reden!"

Der Fürst reichte ihm die Hand: „Ihr seid ein Biedermann. Auch werden Wir es Euch nicht vergessen, daß Ihr Uns geholfen, Eure Stadt vom Bunde abzuziehen. Und nun, da der Bund todt ist, und die Widerspenstigen sich Uns fügen müssen, so werden Wir ebenso zu belohnen verstehen als zu bestrafen. Denn, guter Barthel," fügte er lächelnd hinzu, „du

siehst die Dinge bei weitem zu schwarz. Es ist wahr, im Kulmischen sammeln sie Truppen; die Thorner, die Danziger werben Söldner, kaufen Geschütze, Munition. Wohl! ich habe in Böhmen, im Reich auch ein paar Dutzend Hauptleute anwerben lassen; aber ich werde ihrer nicht bedürfen; die Hitzköpfe in Thorn werden jetzt abgekühlt sein. Wenn nicht, im schlimmsten Fall, so wird der Orden auch diesen Sturm bestehen. Er hat schon schwerere bestanden!"

Die Sonne lag jetzt auf dem Horizont; wie eine blutrothe Kugel schien sie herein. Die beiden Männer blickten nach dem Fenster, durch welches das röthliche Licht schräg hereinkam.

„Sieh!" rief der Hochmeister. „An jenem Fenster hing einst die rothe polnische Mütze, das Zeichen, das der Verräther dem Feinde draußen gab, und dort in der Wand sitzt noch die Steinkugel, die Jagiels Büchsenmeister auf das gesteckte Ziel schoß. Aber sie traf nicht den Pfeiler, sie brach nicht den Remter, der die versammelten Brüder, des Ordens letzte Kraft, begraben sollte. Und Heinrich von Plauen hielt die Marienburg, hielt sie gegen Polens und Litauens vereinte Macht, er mit den wenigen, die er aus der tannenberger Schlacht heimgerettet. Das war wohl eine größere Gefahr, als heut uns droht!"

Der Bürgermeister seufzte: „Lieber Herr! das war vor vierundzwanzig Jahren. Damals herrschte noch Frieden und Eintracht im Orden und mit dem Lande. Aber jetzt! Gott bessre es!“

Ludwig von Erlichshausen wollte verdrießlich etwas entgegnen. Da trat ein Diener herein und brachte einen Brief.

„Den Brief,“ sprach er, „hat unten beim Pförtner ein Stadtknecht von Thorn abgegeben; er hat sich dann rasch davon gemacht. Befehlen Euer Gnaden, daß wir dem Manne nachsetzen?“

Der Hochmeister antwortete nicht. Er hatte sich zum Fenster gewandt, den Brief erbrochen; aber wie er ihn mit den Augen überflogen, entfiel ihm das Schreiben, er zitterte heftig, griff schwankend nach dem Fenster. Der Bürgermeister sprang hinzu und hielt ihn. Auch der Diener wollte helfen; Blume winkte ihm zu gehen und führte dann den Fürsten zu einem Sessel.

„Les't!“ sagte der Hochmeister mit schwacher Stimme. Blume nahm den Brief auf und las. Es war, wie er gefürchtet, die Kriegserklärung; der ganze preußische Bund kündigte dem Hochmeister und seinem Orden Gehorsam und Treue auf.

„Helft! rathet!“ rief Ludwig, „was soll ich thun?

Der Orden hat nicht Geld, nicht Kriegsvolk, wenigstens nicht zur Stelle. Vierzehn Jahr lang haben sie gedroht; wer konnte glauben, daß sie jetzt, da Papst und Kaiser wider sie treten, es zum äußersten würden kommen lassen! Steht mir bei, alter Freund! vermittelt! Ich will an Hans von Baisen schreiben, an die Thorner, Danziger, an alle. Ich will ihren Bund anerkennen. Alle ihre Beschwerden sollen abgestellt werden."

„Denkt lieber," unterbrach ihn der Bürgermeister, „wie Ihr die Burgen rasch verwahrt und Eure Söldner herbeibringt. Mit guten Worten werdet Ihr sonst schwerlich etwas ausrichten. Sie glauben Euch nicht, und wenn sie auch Euch selbst trauten, Ihr wisset wohl, wie sie gegen die andern Herren des Ordens gesinnt sind."

„Das ist mein Unglück," klagte der Fürst, „die Gebietiger und Komture erbittern mit ihrem tyrannischen Wesen das Volk, und ich muß den Schaden tragen."

„Gnädiger Herr!" sprach Blume, „wollt Ihr nicht mit Eurem Konvent berathen? Ich werde in die Stadt gehen und thun, was meines Amtes ist. Die Bürgerschaft muß noch heute wissen, wie es steht. Wir müssen Lebensmittel hereinschaffen für drei, vier

Monate. Wer weiß, wie bald vielleicht die Bündischen auf das Wort die That folgen lassen!“

Der Hochmeister ermannte sich nun: „Du hast Recht, Blume! geh! behüte Uns die Stadt. Die heilige Jungfrau wird Uns beistehen, die Burg zu halten.“

. . . .

Im Hause des Bürgermeisters war längst der Tisch zur Abendmahlzeit gedeckt. Aber der Hausherr kam nicht. Seine Frau und Tochter saßen bekümmert in ihrem Stübchen; niemals war sonst der Vater so lange ausgeblieben.

„Mir ist so Angst, Gertrud!“ sagte die Mutter. „Der Vater ist auf die Burg gegangen, und Stunde um Stunde verrinnt, er kommt nicht wieder! So ging einst Konrad Letzkau, der danziger Bürgermeister, mit seinen Genossen in Treu und Glauben zum Komtur auf die Burg in Danzig. Sie kamen nicht wieder. Nach acht Tagen wurden ihre blutigen Leichen, besudelt und entstellt, aus der Burg auf die Straße geworfen. Gott Allmächtiger, beschütze uns!“

„Mutter, wie mögt Ihr so arges denken!“ rief die Tochter. „Konrad Letzkau, hab ich sagen hören, war ein Verräther am Orden und darum ließ ihn der Komtur enthaupten. Aber mein Vater ist ja des Ordens treuster Freund!“

„Das war vordem auch Konrad Letzkau,“ entgegnete die Mutter. „Ohne Urthel und Recht haben sie ihm den Kopf vor die Füße gelegt. Es leben in Danzig noch Leute genug, die den Jammer der Frauen mit angesehen, als nach langem Bitten und Flehen endlich das Burgthor sich aufthat, aber statt der drei Gefangenen die Leichname herausgebracht wurden. Der zweite war Arnd Hecht und der dritte des Letzkau Tochtermann, Barthel Groß, die ehrbarsten und vornehmsten Männer der Stadt.“

„Was geschah dem Komtur?“ fragte Gertrud.

„Damals regierte Heinrich von Plauen, des danziger Komturs leiblicher Bruder,“ war die Antwort. „Er fand, daß die Hingerichteten schuldig gewesen, und dabei blieb es denn. — Ach, wenn nur der Vater nicht mit den Kreuzherren in Streit gerathen ist! Es sind hitzige, stolze Leute darunter!“

„Er steht in des Hochmeisters Schutz,“ wandte Gertrud ein.

„Ach, der Hochmeister kann sich oft selbst nicht vor den Rittern schützen!“ sagte die Mutter. „Einst, du warst noch ein Kind, haben sie hier auf dem Schloß die Schwerter gegen einander gezückt. Der Meister selbst, Herr Paul von Rußdorf, war seines Lebens nicht sicher; er warf sich in seinen Jagd=

schlitten und floh nach Danzig. — Ging nicht die Thür draußen? Gott sei gelobt, da ist der Vater!“

Blume grüßte die Seinen mit bekümmertem Antlitz. „Die Bündischen haben dem Orden abgesagt; es ist Krieg!“ sprach er. „Krieg zwischen Stadt und Stadt, Dorf und Dorf! Armes Trudchen!“ setzte er mit einem mitleidigen Blick auf die Tochter hinzu, „dein Freier und dein Vater stehen nun bald mit Spieß und Schild gegen einander, denn die ersten vor unsern Mauern das werden die Danziger sein!“

Die Frau brach in lautes Jammern aus. Die Tochter weinte still; sie trocknete dann rasch die Thränen, schlang ihre Arme um den Vater und sprach: „Ich bleibe bei Euch.“

. . . .

An demselben Tage, als in der Marienburg der Aufkündigungsbrief eintraf, wurde zu Thorn die Ordensburg vom Volke erstürmt, und in den nächsten drei Wochen waren außer Marienburg, Stuhm und Konitz alle Schlösser und Städte des Landes in der Gewalt der Verbündeten. Ihre Kriegsmacht war groß; den Kern bildete die landsässige Ritterschaft des westlichen Preußens und die Aufgebote der Städte Thorn, Kulm, Danzig und Elbing; dazu kam viel Hilfsvolk aus Polen und ein Schwarm von Söldnern

aus Böhmen, Mähren und Deutschland. Der Bund hatte Geld und Truppen im Ueberfluß; er konnte hoffen, aus eigener Kraft das ganze Land zu erobern und zu behaupten. Er war entschlossen, der Ordensherrschaft für immer ein Ende zu machen. „Wir haben lange genug,“ sprachen Edle, Bürger und Bauern, „lange genug den Uebermuth der fremden Herren aus Franken, Schwaben und Baiern ertragen, die mit dem Ordensmantel angethan hierher zu uns ins Land kommen, um uns zu regieren, die wir ihrer nicht begehren und bedürfen, um uns zu plündern und zu treten, als wären wir mit dem Schwert eroberte Leibeigene. Wir sind des Druckes müde, und was den Bauern in der Schweiz erlaubt ist, das soll auch uns nicht verwehrt sein.“

Aber in Preußen vermochte sich die Freiheit nicht hinter Bergen und Abgründen zu verschanzen, und so schien allen gegen des Kaisers Acht und des Papstes Bann und gegen die Hilfe, die dem Orden von den Fürsten des deutschen Reiches kommen konnte, ein fester Rückhalt bei einer auswärtigen Macht nöthig. Die Eidechsenritter, nach polnischer Adelsfreiheit begierig, trugen das Land dem Könige von Polen an, der bereitwillig zugriff; die großen Städte, in denen der Kaufmann den Ausschlag gab, meinten ebenfalls

bei polnischer Oberherrschaft ihre Rechnung zu finden; so nahm denn der ganze Bund den König Kasimir von Polen zum Schirmherrn an.

Am 27. Februar sah auch die Marienburg den Feind. Im Nordwesten, jenseit der Nogat zog aus dem großen Werder eine Heerschar von sechstausend Mann heran und schlug im warnauischen Wald, eine Viertelmeile vom Schloß entfernt, ihr Lager auf. Es waren die Danziger. Zwei Tage darauf erschien auch im Südwesten der Stadt ein Heer, kulmische und thorner Mannschaft und polnisches und böhmisches Söldnervolk, und lagerte sich beim Dorfe Willenberg. Die Belagerung begann. Aber die Bürger der Stadt und die Ritter auf dem Schloß wehrten sich herzhaft. Mancher Ausfall gelang ihnen. Das danziger Heer schlugen sie in einem dieser Gefechte so auf's Haupt, daß es in Eile davonging. Viele Gefangene wurden dabei eingebracht. Der Rath der Stadt Danzig wollte nur die Gemeinen auslösen, die Hauptleute aber nicht, die das Treffen verloren hatten. Da ließ der Hochmeister die gefangenen Danziger sämmtlich in die Burgverließe werfen; dort mochten sie verderben. Zuweilen brachte ihnen der Wärter Brot und Wasser, zuweilen vergaß er es; der Tod räumte unter ihnen bald auf.

Eines Tages trat Gertrud bleich und verstört vor ihren Vater; sie fiel auf die Knie und rief: „Vater, unter den Danzigern, die in der Burg gefangen liegen, ist Ewald Ferber. Ich hab' es für gewiß gehört. O rettet ihn!"

Der Bürgermeister sah sie traurig an: „Kind, ich darf es nicht. Es sind ihrer viele in unserer Stadt, die unter den Gefangenen einen Freund oder Verwandten haben. Ich kann nichts voraus haben wollen vor den andern. Auch ist Ewald nicht mein Gefangener, sondern des Hochmeisters. Die Bündischen haben des Ordens Leute nicht nach Kriegsrecht behandelt; er mißt sie mit ihrem Maße. Ich kann es nicht ändern."

Gertrud ging in ihre Kammer zurück. Sie wußte, daß es unnütz war, den Vater länger zu bitten, wenn er einmal etwas abgeschlagen. Die Mutter sah ihren Schmerz und setzte sich tröstend zu ihr: „Ich weiß vielleicht ein Mittel, den Hauptmann zu erretten," flüsterte sie, „geh zu Hans Lämmlein, des Meisters lustigem Rath. Er ist dir gut; er hat ein weiches Herz und einen anschlägigen Kopf. Kann sein, er hilft deinem Liebsten heraus."

„Ihr habt Recht, Mutter!" rief Gertrud freudig.

Es wurde ein Brieflein mit einer Einladung

an Meister Hans auf die Burg geschickt, und noch an demselben Abend fand er sich ein.

Hans war nur ein Narr, aber er liebte des Bürgermeisters schöne Tochter gerade als wäre er ein reicher Kaufherr oder gar ein Rittersmann gewesen. Er liebte sie seit Jahren, hatte die Knospe geliebt wie nun die Rose. Aber er bezeigte es, wie ihm zukam — in närrischer Weise. Im Winter zum Beispiel baute er manchmal vor ihrem Fenster heimlich einen Schneemann auf und besteckte ihn mit Blumen, die er für seine Sparpfennige gekauft. Im Sommer, wenn er sie mit ihrer Mutter auf dem Markte traf, öffnete er hurtig, denn er war flink wie ein Affe, ein halbes Dutzend Vogelbauer, daß die Vögel lustig entflogen, und bezahlte dann den Schaden. Wenn er sie zuweilen ansprach, so sah er immer in die Luft und lief bald wieder fort.

Diesmal hielt er länger aus. Er sah auch nicht in die Luft, sondern auf die Thränen, die aus ihren Augen rannen, und sagte beschwichtigend: „Weine nicht, Kindchen! Dein Schatz soll freikommen und über's Jahr dann ist Friede, dann ist Hochzeit. Weine nicht mehr!“

Aber dabei weinte er selbst, der große Bursche.

Zur Frau Bürgermeisterin sagte er dann: „sie

sollten ihn nicht verrathen, falls es ihm gelänge; sein Buckel sei ihm sehr lieb."

Damit ging er.

Auf der Burg war man zu Narrenspossen nicht aufgelegt. Der Narr wollte sich in anderer Weise nützlich machen. Er half dem Wärter, der die gefangenen Hauptleute zu hüten hatte und der recht gern sich auf die Ofenbank legte und einen anderen für ihn die Runde machen ließ. Aber schon am zweiten Tage seiner Amtsthätigkeit kam Meister Hans voll Schreck gelaufen und berichtete, wie der Hauptmann Ewald Ferber so gotteslästerlich geflucht, daß der Teufel ihn auf der Stelle geholt habe; der höllische Gestank sei in der Zelle noch zu spüren. Der Wärter schlug ein Kreuz und rannte hin. Es war richtig: die Zelle war leer und es stank darin fürchterlich nach Schwefel. Hans Lämmlein rieth indeß über den Vorfall zu schweigen; denn solches bringe Glück. An einem Ort, wo der Teufel gewesen, finde man nach dreimal drei Tagen einen Heckthaler; damit könnten sie beide auf Lebenszeit sich Geld genug schaffen. Der Wärter hatte von solchen Heckthalern schon oft reden hören; er meinte, „seinetwegen könne der Satan die sämmtlichen Danziger holen, und dem Orden liege an ihnen auch nichts." Also schloß er die

Zelle sorgfältig zu und steckte den Schlüssel in seine Tasche. Er mußte aber dem Narrn versprechen, daß er ihm von dem geheckten Gelde die Hälfte abgeben werde.

Nach dreimal drei Tagen sah der Wärter nach. Doch ein Heckthaler war nicht da; nur ein halbverbrannter Schwefelfaden fand sich in einer Ecke vor. Nun zeigte er die Sache dem Hochmeister an, und die Folge war, daß der Narr eine Tracht Schläge bekam und zum Thore hinausgejagt wurde. Ja, es wäre ihm für seinen Streich vielleicht an den Kragen gegangen, wenn nicht das Glück, mit welchem sich die Belagerten vertheidigten, den Hochmeister milder gestimmt hätte.

Auch als im Juni ein neues Heer der Danziger, zehntausend Mann stark, jenseit der Nogat erschien und so der Belagerungskreis wieder geschlossen war, blieb die Kraft der Ritter und Bürger von Marienburg ungebrochen. Sie setzten dem Feinde draußen härter zu, als er ihnen. Den ganzen Sommer hindurch dauerte der Kampf; zuletzt hofften die Bündischen den Erfolg nur noch von der Herbeikunft des Königs selber.

Kasimir von Polen war längst auf dem Wege; aber ihm schien es zunächst nöthig, dem Orden die

Verbindung mit Deutschland abzuschneiden, welche durch das stark befestigte Konitz gedeckt wurde. Aber wie er mit vierzigtausend Mann nach dieser Stadt vordrang, traf er hier bereits auf das Ordensvolk, welches der Deutschmeister, und auf die Söldnertruppen, welche der Ordensspittler aus Deutschland dem Orden zuführten. Am 17. September kam es hier zur Schlacht. Da errang der Spittler, der tapfere Heinrich Reuß von Plauen, über den König den glänzendsten Sieg, den je deutsche Waffen über slawische davongetragen. Wie Spreu im Winde so stob vor ihm das große Polenheer auseinander.

Es war am zweiten Tage nach dieser Schlacht, Abends zehn Uhr. Die Belagerten in Marienburg umfing schon die ersehnte Ruhe der Nacht; nur die Posten an den Thoren und auf den Thürmen wachten, und hie und da in den Häusern war noch Licht. Da wird es plötzlich lebendig. Durch die stille dunkle Luft kommt von der Burg her ein Glockenton und noch einer und wieder einer, und immerfort schallt es und hallt es voll herüber. Die Fenster öffnen sich, die Thüren. Was kann das Geläut bedeuten? Klingt es wie Lärmruf oder wie Todtenklage? Nein, es sind nicht kurze gellende Schläge, auch nicht schwere dumpfe Töne; rasch und klar und vielfach kommen die Laute.

Die Straßen füllen sich, das Volk drängt zur Burg hin, da reitet der Herold heraus; ein lustig schmetternder Trompetenstoß; dann tiefe Stille; nun hat er's verkündigt: „Sieg! Sieg!" braust es ihm tausendstimmig nach. In alle Gassen, in alle Häuser läuft das Freudengeschrei: „Die Stadt ist gerettet, der König von Polen mit Schimpf und Schande heimgejagt!"

Auch die Glocken der Stadt hallen nun den Jubel wieder. Aber in den Kirchen flammen die Lichter auf und alles Volk dankt dem Herrn.

Andern Tages, als die Sonne aufging, sah sie auf allen Thürmen und Thürmchen der Stadt und der Burg die Freudenfähnlein; aber auf dem höchsten Thurme des Ordenshauses wehte eine große weiße Fahne mit der Inschrift drauf: „Ich leide ohne Schuld." Dazu erschollen von allen Thürmen lustig die Pauken und Trompeten.

Die Feinde drüben dünkte das Schauspiel gar seltsam. Zum Spott steckten sie in ihrem Lager gleichfalls die Fahnen aus. Aber in wenigen Stunden kam auch ihnen die Nachricht von dem, was bei Konitz geschehen war. Da rüstete sich in Eile alles zum Abzug. Noch an diesem Tage war ringsum das Feld geräumt und Marienburg befreit.

Jetzt ging das Glück des Ordens wie eine Sturmfluth über das Land. Alles ergab sich wieder der alten Herrschaft; nur die großen Städte widerstanden noch. Wenn der Orden Geld schaffen konnte für sein Heer, so war und blieb er Sieger. Aber das Land war von Freund und Feind ausgezehrt, die kleinen Städte durch schwere Kriegssteuern, die sie dem Bunde und dem Könige hatten zahlen müssen, erschöpft, die großen noch abtrünnig. Mit Versprechungen ließen sich die Söldner nicht abspeisen; sie forderten feste Bürgschaften. Der Hochmeister mußte ihren Hauptleuten — es waren etwa sechzig Ritter und Herren aus Deutschland und Böhmen — alle Burgen und Städte des Ordens in Preußen zum Pfandbesitz verschreiben; er verpflichtete sich, das Pfand bis nächste Fastnacht einzulösen; könne er es nicht, so sollten sie das Recht haben über das verfallene Pfand so zu verfügen, wie es ihnen zur Gewinnung ihres Geldes am besten scheine.

Doch die erste Gefahr war beseitigt und in Marienburg glaubte man auf die Zukunft hoffen zu dürfen. Nur der Bürgermeister schüttelte sorgenvoll das Haupt, wenn er sich fragte, woher wohl der verarmte Orden den Sold für zwanzigtausend Mann nehmen werde. Das war ja eben ein Hauptgrund

zur Empörung des Landes gewesen, daß der Orden seit vierzig Jahren aus den Geldverlegenheiten und Schulden, in die ihn einst der unglückliche Krieg mit Jagiello gestürzt, nicht wieder herausgekommen war. Blume bestellte, um gefaßter der Zukunft entgegenzugehn, sein Haus. Ewald Ferber, den Meister Hans aus der Burg hatte entschlüpfen lassen, war in den Dienst des Herzogs von Pommern getreten und kam nun wieder, um seine Werbung zu erneuen. Blume gab ihm die Tochter. Gern sah er das neuvermählte Paar in die sichere Ferne ziehen.

Was der Bürgermeister gefürchtet, trat ein: der Orden konnte die schwere Schuld nicht zahlen. Mit flehentlichen Bitten erlangte Ludwig von Erlichshausen, daß ihm die Frist verlängert wurde. Aber damit wuchs lawinenartig die Schuld; denn jeder Tag vermehrte sie um tausende von Gulden; und als die neue Frist verstrichen war, fehlte wieder der größte Theil der Summe. Nun besetzten die Hauptleute mit ihren Truppen die Marienburg; es war ihr Recht. Sie schalteten in des Ordens Haupthause als Gebieter, behandelten den Hochmeister und die andern Kreuzherren wie Gefangene; wer konnte ihnen wehren! Zuletzt kündigten sie dem Orden an, wofern er nicht bis Johannis des folgenden Jahres 1456 zahle,

würden sie ihr Pfand an den König von Polen verkaufen.

Immer näher rückte dieser Termin, der Hochmeister schickte Briefe über Briefe nach Liefland, nach Deutschland; es war umsonst, er konnte soviel Geld nicht herbeischaffen; er verkaufte die Neumark an den Markgrafen von Brandenburg, aber der Erlös fiel in den Abgrund seiner Noth, ohne denselben auszufüllen. Er konnte alle die hunderttausende nicht aufbringen, welche gebraucht wurden.

Der Johannistag 1456 war da. Die Hauptleute versammelten sich im großen Remter des Schlosses zu Marienburg und ließen den Hochmeister vor sich kommen.

„Könnt Ihr zahlen?“ rief ihm der Führer der böhmischen Söldner, der wilde Ulrich Czirwenka von Ledez, entgegen.

Der unglückliche Fürst hob flehend die Hände gen Himmel. „Ich kann es nicht,“ seufzte er.

„Im Namen aller Hauptleute,“ so sprach jetzt einer der deutschen Hauptleute, Ritter Georg von Schlieben, „fordre ich Eure Gnaden auf: entlasset zu unserer Bürgschaft und Sicherheit die Bürger Eurer Stadt Marienburg des Eides, den sie Euch geschworen, und gebietet ihnen, daß sie uns als ihren Herren huldigen.“

Der Hochmeister bat vergebens um neuen Aufschub; zu oft hatte er sie hingehalten, sie bestanden auf ihrem Rechte, und er mußte thun, wie sie verlangten.

Sein Entlassungsbrief ward sofort auf das Rathhaus getragen und dem Bürgermeister mit dem Befehl übergeben, sammt dem Rath und der Bürgerschaft die Huldigung zu leisten. Blume berief auf der Stelle die ganze Gemeinde, sprach zu ihr, wie sein Herz ihn hieß, zog dann mit ihr auf den Sankt-Annen-Kirchhof neben der Burg und entbot dorthin die neuen Gewalthaber. Als die Hauptleute und Rottmeister sämmtlich erschienen waren und ihr Sprecher nun die Huldigung forderte, da trat Blume vor und sprach:

„Edle und gestrenge Herren! Was der Meister gethan in Entlassung unseres Eides, das hat er aus Noth und Zwang gethan. Wir sind mit nichten allein des Meisters, wir sind des ganzen Ordens. Und so lange der Geringste des Ordens noch hie im Lande ist, werden wir keinem andern Herrn Treue schwören. Muß aber der Orden, was Gott verhüte, das Land meiden, so müssen wir gehorsam sein, wem die Herrschaft zufällt.“

„Hier handelt es sich nicht darum,“ rief barsch

Czirwenka, „was ihr wollt, ihr Bürgersleute. Ihr sollt und müßt schwören! Oder seht zu, wie es euch ergehen wird.“

„Schwört, schwört!“ riefen mit drohenden Mienen auch die andern Hauptleute.

Da erwiderte festen Muthes der Bürgermeister: „Hier stehen wir Bürgersleute! Den Tag will keiner von uns sehen, da wir euch schwören müssen. Wir sind sammt und sonders eher zum Tode bereit. Wollt ihr jedoch, daß wir auch hinfüro die Thürme und Mauern unserer Stadt bewachen, so wollen wir billig darein gehorsamen nach wie vor.“

„Ihr seid nur dem Meister durch Eid und Huldigung verpflichtet!“ entgegnete einer der deutschen Hauptleuten.

„Mit nichten,“ versetzte Blume, „wir sind es auch dem Orden; denn wir haben auch diesem geschworen. Und als ehrliche Leute wollen wir solchen Schwur treu und redlich halten bis in den Tod!“

Die Hauptleute sahen einander betroffen an. Sie waren gewohnt, daß alles sich vor ihnen beugte und daß nicht Recht entschied, sondern Gewalt. Hier aber trat ihnen ein Wille entgegen, bewehrt nicht mit Gold noch mit Eisen, nur mit der Kraft, welche die Tugend verleiht. Die Deutschen unter ihnen

fühlten sich durch das schlichte Wort des treuen Mannes besiegt; die Böhmen empfanden Unmuth, aber auch Scheu. Jene machten still kehrt und gingen ins Schloß zurück, diese schalten noch eine Weile und folgten dann ihren Genossen. So behauptete Blume das Feld.

Aber im Schloß erhob sich nun unter den Söldnerführern ein heftiger Streit. Die Versammlung parteite sich: zu den Böhmen traten die Schlesier, Mähren, Lausitzer und Meißner; stürmischer als je verlangten diese, dem Dinge müsse ein Ende gemacht, das Land an den König von Polen verkauft werden. Die Deutschen widersprachen; sie wollten das deutsche Land nicht einem Fremdling überliefern und es gelang ihnen, diesen Schritt wenigstens noch zu verzögern. Aber das Geld, welches alle bedurften, war auf andere Weise zu beschaffen eben nicht möglich, und so wich bald auch bei vielen Deutschen die Scham der Habsucht, und die Partei der Böhmen gewann die Oberhand. In ihrem Auftrage ging Ulrich Czirwenka mit acht andern Hauptleuten nach Thorn und schloß dort am 15. August 1456 mit dem König Kasimir den Vertrag ab: 436,000 Gulden war der Preis, für welchen sie ihm alle Städte und Schlösser Preußens, die in ihrer Gewalt waren, ab-

traten. Die Zahlung sollte in Raten erfolgen und die Ueberlieferung der Plätze damit Schritt halten.

So ward das Ordensland durch des Ordens eigenes Heer dem Feinde verkauft. Die Namen der ehrlosen Verkäufer waren: Ulrich Czirwenka von Ledez, Nikolaus von Wolfersdorf, Burchard von Chlomiz, Jon Wyhenansky, Reinhard Kastransky, Andreas Gewald, Friedemann Pantzer, Burchard Nachwall, Ludwig Schönfeld, Friedrich Lange und Ulrich von Haselau. Diese verhandelten und unterschrieben den Vertrag, die meisten übrigen Hauptleute nahmen ihn an; nur wenige blieben dem Orden getreu.

Jetzt begann die Austreibung der Kreuzherren aus den Burgen, welche zum Verkauf gestellt waren. In der Marienburg klammerten sich die Ordensbrüder an den Hochmeister. Er konnte sie doch nicht schützen. Vor seinen Augen wurden sie so lange gemißhandelt, bis sie freiwillig in die Verbannung gingen. Nachts, wenn die Brüder sich aus ihren Gemächern hinauswagten, um in der Kirche die vorgeschriebenen Gebete zu halten, fielen die Söldner über sie her und trieben mit ihnen ihren Muthwillen. Einige zogen sie nackt aus und hetzten sie mit Peitschenhieben um den Kreuzgang des Schlosses. Anderen schnitten sie die Bärte ab und mit den Bärten Stücke von den

Lippen und vom Kinn. Zuletzt brachen sie in ihre Kammern ein, raubten was darin war und setzten den wehrlosen so zu, daß sie zu den Fenstern hinaussprangen, nur um ihr Leben zu retten.

Zu Pfingsten 1457 hatte König Kasimir mit Hilfe der Danziger die Zahlung vollständig geleistet, und nun wurde ihm auch des Ordens Haupthaus übergeben. Am Montag nach Pfingsten, den 6. Juni 1457, zog die Vorhut seines Heeres, 600 polnische Reiter, durch die von Ulrich Czirwenka geöffneten Thore in Marienburg ein und empfing die Schlüssel der Stadt und des Schlosses. Mit heißen Thränen verließ Ludwig von Erlichshausen die Stätte, wo 148 Jahre lang 17 Hochmeister gewohnt und gewaltet. Das hehre Kapitol des weiland so berühmten deutschen Ordens war nun der Sitz eines polnischen Starosten.

Am folgenden Tage hielt der König selber seinen Einzug in die Stadt, die sich ihm nun unterwerfen mußte. Er bestellte Hans von Baisen zu seinem Statthalter über Preußen, Ulrich Czirwenka zum Obersten auf der Marienburg. Er belohnte auch die anderen Häupter des Bundes und der ehemaligen Ordenssöldner freigebig. Denn wohl wußte er, daß ohne sie die ganze Macht Polens nicht im Stande gewesen wäre, ihm dies deutsche Land zu erobern.

Unterdeß flüchtete der vertriebene Hochmeister, den die Söldner nach Konitz hatten führen lassen, auf heimlichen Wegen durch Wald und Gebüsch nach Mewe an den Weichselstrom. Dort sah er mit nassen Augen zum letzten Male drüben in weiter Ferne die blinkende Spitze seiner Marienburg. Dann schritt er traurig nieder zum Ufer, wo ein armer Schiffer ihm seinen Kahn bot. Als die Nacht einbrach, fuhr er mit ihm den Strom hinab ins frische Haff. Der Fischer lenkte klug und gewandt sein Schifflein; es entging den Danzigern, die hie und da spähend umhersegelten. So rettete sich der Meister nach Königsberg, wo fortan des Ordens Sitz war. —

Als die Kunde von dem schnöden Verkauf der Marienburg durch Deutschland erscholl, waren bei Kaiser und Reich die Trauer und die Erbitterung groß; doch gethan ward nichts; man hatte für das edle Glied, das der Pole von Deutschlands Leibe riß, nur bedauernde Worte übrig. Aber was Kaiser und Reich nicht vermochten oder wagten, woran der Orden selbst verzweifelte, das unternahm jetzt ein einzelner Mann; Bartholomäus Blume war fest entschlossen, seine Stadt wieder unter die deutsche Herrschaft zu bringen und sollte es sein Leben kosten. Den kühnen Muth, der ihn selbst beseelte, flößte er der ganzen

Bürgerschaft ein. Als er sie bereit wußte, gleich ihm Gut und Blut daran zu setzen, ritt er heimlich in einer Nacht im August 1457 nach Stuhm hinüber, welches der tapfere Bernhard von Zinnenberg, einer der treugebliebenen Söldnerführer, noch für den Orden hielt. Er eröffnete ihm seinen Plan, er forderte ihn zur Theilnahme auf. Der Ritter schlug begeistert in die Hand des Bürgers ein; nun schien ihm leicht, was auch er gewünscht, aber als unausführbar betrachtet hatte. Nachdem die beiden die Mittel und Wege besprochen, kehrte der Bürgermeister in der nächsten Nacht unbemerkt in seine Stadt zurück. Zinnenberg aber sammelte in Stuhm, was noch an Kriegsvolk der Orden in der Eile übrig hatte; dann brach er spät Abends am 26. September mit 1200 Mann auf. Um 1 Uhr nach Mitternacht stand er mit den Seinen vor der Stadt am Marienthor; Blume selbst öffnete es ihnen. Nun jagte der Streithaufen durch die Stadt nach der Burg, um sie in raschem Ueberfall zu erstürmen. Aber die Besatzung dort hielt gute Wacht, der Sturm ward abgeschlagen; Zinnenberg mußte zufrieden sein, daß wenigstens die Stadt befreit war, deren polnische Besatzung sich ihm ergab. Ob sich die Stadt werde frei erhalten können das war jetzt die große Frage. Zinnenberg konnte

in ihr nur wenig Truppen zurücklassen; mit den andern zog er in's Werder hinaus, um dort den Krieg weiter zu führen.

Nach dem Schlosse zu lag die Stadt offen; sie konnte von dem Geschütz auf dessen Zinnen und Brustwehren fast in allen Straßen der Länge nach bestrichen werden, und Ulrich Czirwenka, bald von Danzig her mit Mannschaft und Kriegsbedarf reich versehen, nahm jenen Vortheil wahr. Seine Kugeln richteten in Marienburg so viel Schaden an, daß er schon siegesgewiß aus Danzig Scharfrichter kommen ließ, um demnächst an der Bürgerschaft seine Rache zu vollstrecken. Doch dieses Feindes erwehrten sich die Marienburger noch. Auf Blume's Vorschlag durchbrachen sie eine Anzahl Häuser in die Quere, stellten so einen bedeckten Gang bis zu den letzten Häusern in der Nähe des Schlosses her, füllten diese mit Steinen und Erde aus, sperrten dann die Straßen dort mit Woll-, Erd- und Sandsäcken, kurz legten zwischen sich und die Burg einen sogenannten Tarras, eine Verschanzung. Aber sie kamen bald zwischen zwei Feuer; denn im November erschien ein polnisches Heer, 6000 Mann stark, vor ihren Mauern und eröffnete regelrecht die Belagerung.

Zwei Monate lang vertheidigten sich Besatzung

und Bürgerschaft gegen diese beiden Feinde. Dann brachte Zinnenberg vorübergehend Rettung, indem er die Stadt auf einer Seite entsetzte und frisches Kriegsvolk und Vorräthe aller Art hineinwarf. Auch erhielt die Besatzung nun in der Person des Hauptmanns Augustin von Trozeler einen Befehlshaber, der an Muth und Thatkraft Blume's würdig war. Aber die Kräfte des Ordens, dem nur noch das Niederland, d. i. der nordöstliche Theil von Preußen, gehorchte, waren zu schwach, um auf die Dauer zu helfen. Er vermochte mit seiner geringen Streitmacht die sich immer wieder erneuernde Belagerung wohl von Zeit zu Zeit zu stören, aber nicht zu verhindern. Andrerseits besaß auch der Polenkönig nicht so viel Mittel, um die Stadt ununterbrochen und vollständig einschließen zu lassen; sie konnte sich ab und zu so weit mit Lebensmitteln versorgen, daß sie dem Mangel und der Verzweiflung nicht ganz erlag.

So zog sich der Kampf um Marienburg bis in's zweite und in's dritte Jahr hin. Blume wußte den Opfermuth der Bürger und den guten Willen der Söldner stets von neuem zu beleben. Selbst als im März 1460 ein großes polnisch-bündisches Heer auch den Zugang, den die Stadt nach der Nogatseite, nach dem Werder, noch offen gehabt, wieder fest verschloß,

blieben die Marienburger standhaft. Sie setzten den Kampf fort gegen den Feind draußen und gegen den fürchterlicheren in ihrer Mitte — die Hungersnoth. Ja sie willigten auf Blume's Antrag ein, sich von ihren Weibern und Kindern zu trennen, damit der geringe Vorrath von Lebensmitteln für die streitbare Mannschaft bleibe. Da öffneten sich alle die Häuser, in denen es an Speise gebrach, und vom Gatten schied die Gattin, von Vater und Mutter das Kind; jammernd bewegte sich der Zug der blassen abgehärmten Weiber- und Kindergestalten nach dem Thore und zum Thore hinaus. Aber sie gelangten nicht weit; der Feind trieb sie mit Gewalt alle wieder in die Stadt zurück.

Nun war bald nur noch Brot aus Malz gebacken die einzige Nahrung, und dem Hunger folgte die Seuche. Die beiden rafften hin, was die feindlichen Kugeln und Schwerter nicht getroffen hatten. Bis zum Juli war mehr als die Hälfte der treuen Bürgerschaft todt. Dennoch beharrten die übrigen; keiner sprach von Ergebung. „Denket,“ so rief Blume den Ermattenden zu, „denket, daß es die alte deutsche Herrschaft ist, die alte Ehre der Treue, das alte Recht, die alte Sitte unserer Väter, um welche ihr solches duldet!“

Aber der Tag kam, an welchem die tapfere Stadt

fallen mußte. Ein danziger Knecht, der vordem lange in Marienburg gewohnt hatte und mit der Oertlichkeit genau bekannt war, entdeckte dem Feinde, daß die Stadtmauer an der Nogat auf einem Bogen ruhte, der leicht durchgraben werden konnte, weil der Grund hier ein Sandberg war. Alsbald machten sich die Belagerer an die Arbeit, um an dieser Stelle unter der Mauer einen Eingang in die Stadt zu graben. Zu gleicher Zeit begann die Besatzung des Schlosses auf der anderen Seite der Stadt einen Minengang anzulegen, der unter dem Schloßgarten fort bis an die Stadtkirche führen sollte. Von beiden Seiten konnte man dann auf einmal in die Stadt eindringen. Voll Verzweiflung sahen die Bürger, wie das Werk unaufhaltsam fortschritt. Jetzt, mußte jeder zugeben, war Rettung nicht mehr möglich.

Der Feind, den Heldenmuth ehrend, den die Stadt so beispiellos bewiesen, bot ihr, wenn sie sich freiwillig in das unvermeidliche füge, die mildesten Bedingungen: Sicherheit für Leben und Habe, Bestätigung der alten Freiheiten und Gerechtsame, Erlaubniß für jeden, der des Königs Unterthan nicht sein wolle, mit dem seinigen auszuwandern. Nur denen, die unmittelbar an dem Abfall der Stadt schuldig wären, wolle der König nicht verzeihen.

Der Rath und die Bürgerschaft entschlossen sich, auf diese Bedingungen einzugehen; sie traten darüber mit dem Statthalter Stibor von Baisen, dem Bruder und Nachfolger des mittlerweile verstorbenen Hans von Baisen, sowie mit dem neuen Befehlshaber der Burg, dem Hauptmann Koscelecz, in Unterhandlung.

Blume nahm keinen Theil daran. Er wußte wohl, wie es stand, aber er war auch bereit, das Opfer zu sein für alle. „Oder soll eine ganze Gemeinde umkommen um eines einzigen willen?“ dachte er bei sich. „Wenn hier einer schuldig ist,“ sprach er, „so bin allein ich es.“

Auch Hauptmann Trozeler ließ geschehen, was er nicht hindern konnte, daß die Bürgerschaft der Noth weichend endlich kapitulirte. Für sich und das zusammengeschmolzene Häuflein der Besatzung — nur noch 20 Mann — rechnete er auf ritterliche Haft und baldige Auslösung.

Am 6. August 1460 ward auf dem Schlosse der Vertrag besiegelt, und am 7. zogen die Belagerer in die Stadt ein. Sie hielten der Bürgerschaft, was sie versprochen hatten. Aber Trozelers Schicksal war hart. Er wurde mit den Seinigen nach Danzig in Haft gebracht, und die Danziger behandelten diese

Gefangenen nun ebenso grausam, wie der Orden einst die Ihrigen.

An Bartholomäus Blume stillten die Polen ihren Rachedurst. Noch an demselben Tage, an welchem sie die Stadt gewonnen, hielten sie über ihn Gericht und verurtheilten ihn als einen Hochverräther zum Tode. Am folgenden Morgen ward er auf den runden Thurm geführt, der an der Südecke der äußeren Stadtmauer lag. Dort enthaupteten sie ihn, rissen dann seinen Leichnam in vier Stücke und steckten dieselben an den Thoren der Stadt und des Schlosses auf Spießen aus.

Vor dem Marienthor, an der Nogat ragt ein halbverwittertes Gemäuer, der Stumpf eines Thurmes, „Blum's Thurm" seit Jahrhunderten beim Volk geheißen. Wanderer! diese Stätte ist heilig; hier floß für die deutsche Herrschaft das edelste Blut.

Doch nicht hier, sondern am Schloß, vor dem Riesenbilde der Muttergottes, da hat man in unsern Tagen dem Gedächtniß des Helden die alte Schuld entrichtet; da erhebt sich aus Stein und Erz ein Monument mit Blume's Namen; der Bürgertreue bis in den Tod ein Ehrendenkmal.

Ein

Bauernaufstand in Ostpreußen.

In Samland, halbwegs zwischen Königsberg und Labiau, liegt das uralte Dorf Kaimen. Seit mehr als zweihundert Jahren wird hier kein preußischer Laut mehr vernommen, alles spricht deutsch, und mancher Bauer weiß kaum, daß seine Vorfahren mit ganz anderer Zunge redeten, als er. Aber noch im sechzehnten Jahrhundert war hier überall im Norden des Pregels die altpreußische Sprache so weit verbreitet, daß Herzog Albrecht I. den lutherischen Katechismus ins Preußische übersetzen ließ, und daß die Prediger beim Gottesdienste sich eines Tolken oder Dollmetschers bedienten, der jeden Satz, den sie von der Kanzel herab auf deutsch sagten, sofort der Gemeinde auf preußisch wiederholte.

Doch der Adel, der zahlreich im Lande saß, war, wie die Städter und der kleinere Theil der Bauerschaften, deutsch oder doch verdeutscht, und diese Edelleute hielten sich nicht blos kraft ihres Standes und Besitzes, sondern auch wegen ihrer deutschen Sprache und Sitte für

unendlich höhere Wesen, als ihre preußischen Unterthanen. Nur bei den Leistungen, die sie von ihren Bauern verlangten, machten sie keinen Unterschied, ob dieselben preußisch redeten oder deutsch; sie drückten und plagten einen jeden bis aufs Blut. Alle die Lasten, die damals im deutschen Reich auf dem Bauer lagen, schwere Steuern, harte Frohnden, Wildschaden etc., machten auch in Preußen dem gemeinen Mann das Leben sauer, und hier kam noch die Rohheit des Edelmanns hinzu, dessen Hand mehr gewohnt war, den Kantschu als den Degen zu führen. Als im Jahre 1524 in Deutschland der Bauernkrieg ausbrach, da hätten die preußischen Herren wohl Grund gehabt, sich eines ähnlichen Ungewitters zu versehen; allein sie trauten ihren Knechten solche Kühnheit nicht zu.

Einer der schlimmsten unter den kleinen Tyrannen Samlands war der Amtmann Andreas von Rippen auf Schloß Kaimen. Er hieß denn auch vorzugsweise der Bauernschinder, und im Sommer 1525 machte er seinen Namen wieder einmal wahr.

Das Getreide auf seinen Feldern war zur Ernte reif und geschnitten, und er befahl seinen Bauern es ihm in die Scheunen einzufahren. Aber es trat Regen ein, und man rieth ihm erst besseres Wetter abzuwarten. Er blieb jedoch bei seinem Vorhaben, und

die Bauern mußten ihm das Korn, naß wie es war, einbringen. Bald nachher, nachdem der Regen aufgehört, gingen die Bauern an ihre eigene Ernte; da wurden sie mitten in der Arbeit von neuem zum Scharwerk nach dem Schloß entboten. Das feuchte Getreide des Amtmanns hatte sich, wie vorauszusehen war, in den Scheunen erhitzt, und er befahl nun, es wieder auf die Felder zu bringen, dort auszubreiten und es ihm, sobald es getrocknet, wieder einzufahren.

Der Zorn der Bauern war groß; aber sie mußten gehorchen und ihr eigenes überreifes Korn aufs ungewisse hin stehen lassen, um sich und ihre Pferde noch einmal für den Herrn abzuarbeiten.

Darüber gab es nun im Dorfe viel Gemurre, und die eine Beschwerde rief die tausend anderen Unbilden ins Gedächtniß, die man zu dulden hatte. Niemanden aber empörte diese Tyrannei mehr als den Müller des Ortes, Kaspar mit Namen. Er selbst hatte zwar weniger unter ihr zu leiden; das Mühlenrecht befreite ihn von mancher Leistung, die den gemeinen Bauer traf. Auch stand er, als ein gescheiter Mann mit anschlägigem Kopfe bei dem Amtmann in einer gewissen Gunst; dieser verehrte ihm sogar zuweilen kleine Geschenke, wie einen Topf Honig, ein Stück Wildpret und dergleichen. Allein Kaspar ge-

hörte nicht zu dem großen Haufen der Menschen, welche zufrieden sind, wenn es nur ihnen selbst erträglich geht; er fühlte das Leiden seiner Brüder mit und er ergrimmte über das Unrecht und die Despotie, welche er mitansehen mußte. Seit zwei Jahren war Luther's Lehre im Lande, Regierung und Volk hatten die Reformation angenommen, und von den Kanzeln herab erscholl das Evangelium von der Freiheit, die Christus den Menschen gebracht. „Sind wir Bauern denn nicht auch durch Christi Blut zur Freiheit erkauft?“ dachte der Müller bei sich. „Ist es der Wille Gottes, daß man uns wie das Vieh behandelt?“ Je mehr er grübelte, nur immer fester wurde bei ihm die Ueberzeugung, daß dieser Zustand der Dinge unchristlich sei, und daß es ein verdienstliches und Gott gefälliges Werk wäre, das Joch, in welchem sein Volk schmachte, zu zerbrechen.

Und hatte nicht Gott eben jetzt draußen im Reich sich Propheten und Richter erweckt, die den armen Mann aus seinem Stumpfsinn aufrüttelten und ihn wider seine Bedränger ins Feld führten? Es hieß zwar, die Bauern dort seien wieder zu Boden geworfen und ihre Hauptleute dem Nachrichter überliefert. Aber wer mochte den Reden trauen, welche die Herrschaft zu ihrem Nutzen aufbrachte! Uebrigens, war es

nicht besser, mit dem Säbel in der Faust umzukommen, als wie ein abgetriebenes Pferd zu fallen? Rühmte nicht alle Welt den tapfern Mönch, der um des Evangeliums willen dem Kaiser und dem Papste Trotz bot? Auch die Befreiung des preußischen Volkes war eine evangelische That, und er, der Müller, war der Mann dazu, seinen Kopf darum zu wagen!

Zuweilen kamen ihm auch friedlichere Gedanken. Wie, wenn man sich auf dem Wege des Rechts zu helfen suchte? Er kannte in Königsberg einen Magister, Herrn Josias, einen auch der Gesetze kundigen Mann, den wollte er fragen, wie dem Amtmann von Kaimen beizukommen sei. Gedacht, gethan. Kaspar fuhr nach der Stadt und besuchte den alten Herrn. Sein Vorwand war, ihm einige alte Münzen, die er auf seinem Acker gefunden, zum Kauf anzubieten. Denn der Magister war von solchen Alterthümern ein großer Liebhaber.

„Ei! Ei!“ schmunzelte Herr Josias, während er die Silberlinge aufmerksam beschaute. „Das sind ja Konradiner und gar von Konrado primo, der seines Geschlechtes von Feuchtwangen hieß! Ich will Euch für diese Kreuzgroschen den dreifachen Werth in gutem neuen Gelde geben.“

„Nehmt sie hin!“ antwortete der Müller. „Aber Ihr müßt mir noch einen guten Rath dazu geben,

Herr Magister! Ihr seid ein so gelehrter Mann, Ihr werdet mir auch hierin können Bescheid sagen." Und nun erzählte er alle die Ungerechtigkeiten, welche das Landvolk zu erdulden habe, und fragte dann, ob man die Herrschaft nicht wegen dessen, was sie der Billigkeit und dem alten Brauch zuwider auferlegt, vor Gericht bringen könne.

Der Magister wiegte bedenklich sein kahles Haupt und meinte: „Freund Kaspar! mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen, aber mit ihnen vor Gericht gehen, das ist noch weniger gerathen. Dazu gehört ein sehr langer Beutel und ein subtiler Verstand. Gilt doch schon insgemein vom Processiren das alte Wort:

> Der sich in Rechtshändel lässet ein,
> Muß allenthalben geseckelt sein:
> Mit Unverschämt der erst sei gefullt,
> Der andre mit Geld, der dritt' mit Geduld.

Nun gar ein Bauer wider seinen Amtmann! Zwar sofern Euch selber Gewalt geschieht, dürft Ihr auch gegen den Amtmann Recht suchen; allein bei wem, das ist schwer auszumitteln, und dann ist noch die Frage, nach welchem Recht der Richter sprechen wird."

„Heißt es denn nicht in Gottes Wort: Die Leute soll man richten nach dem rechten Recht?" rief der Müller.

„Freilich wohl!“ entgegnete Herr Josias. „Jedoch, welches ist hier eben das rechte? Es giebt in Preußen gar vielerlei Recht. Ich will sie Euch sammt und sonders aufzählen:

Zum Ersten Gottes Recht, geistlich und weltlich, sacrum et canonicum.

Zum Andern Kaiserrecht.

Zum Dritten sächsisch Recht.

Zum Vierten schlicht Magdeburgisch.

Zum Fünften Magdeburgisch zu beiden Kindern, Sohn und Tochter.

Zum Sechsten Lehnrecht.

Zum Siebenten Mannrecht, Ritterbank, pares curiae.

Zum Achten Weichbild.

Zum Neunten kulmisch Recht.

Zum Zehnten preußisch Recht.

Zum Elften lübisch Recht.

Zum Zwölften See- oder Wasserrecht.

Zum Dreizehnten Landesordnung oder constitutiones.

Zum Vierzehnten Kirchenordnung.

Zum Fünfzehnten Städtewillkür.

Zum Sechzehnten Proceß der Schöppenbank, der hat viel Gelenke.

Zum Siebzehnten die Morgensprache und
Zum Achtzehnten die Wette; von diesen letzten beiden appellirt man an die Kahlkammer, sonst nirgend hin.

Rathet nun: Welches ist jedesmal das rechte Recht? Darum geht hier in Königsberg, wo die Leute spitze Zungen haben, der Spruch:

Nachdem so viel Rechte sind erkoren,
So ist das Recht ganz und gar verloren."

Der Müller hatte der langen Liste mit steigender Verwirrung zugehört. Jetzt faßte er sich und sagte: „Ja, Herr! das Recht ist verloren! Der Spruch ist so wahr wie das Evangelium. Und auch der Spruch ist wahr: Hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen. Gehabt Euch wohl, Herr Magister!"

Kaspar kehrte in sein Dorf zurück, entschlossen, das große Werk, zu dem er sich berufen glaubte, auszuführen. Tag und Nacht arbeitete sein Kopf, die Mittel und Wege zu ersinnen, wie der Aufstand könnte entzündet, über das ganze Land verbreitet und dabei doch unter der Leitung seines Urhebers erhalten werden. Der Müller schien den Seinigen seit der Ernte und besonders seit er in der Stadt gewesen, wie umgewandelt; kein Wort sprach er mehr mit seinem Weibe und Gesinde, finster brütend ging er in der Mühle

umher. Desto eifriger verkehrte er heimlich bald mit diesem, bald mit jenem Mann aus dem Dorfe, ritt auch öfters über Land in die benachbarten Ortschaften, und wenn ihn die Frau fragte, wohin? so sagte er kurz: zum Schmied, zum Schneider, oder was er sonst vorgab. Und Abends saß er mit düsterm Antlitz in der Schenke beim Bierkrug und starrte Stunden lang vor sich hin.

Endlich hielt er seinen Plan für reif. Als er am Sonnabend den zweiten September bei Sonnenuntergang in die Dorfschenke trat, geschah es nicht wie sonst, um sich einsam in eine Ecke zu setzen, sondern er setzte sich mitten unter die Gäste, und seine Mienen waren nicht mehr traurig, sondern voll feierlichen Ernstes.

Die Fröhlichkeit, die bisher in der Stube geherrscht, verstummte. Nur ein paar junge Knechte fuhren mit ihrer Belustigung fort, die darin bestand, daß sich jeder übte, ohne Unterstützung der Hände, eine hölzerne Schale voll Bier mit den Zähnen zu packen, sie auszutrinken und dann über den Kopf hinter sich zu werfen. Dieser Trinkbrauch war bei den Bauern althergebracht und beliebt; neuerdings indeß hatte der Pfarrer entdeckt, daß dieser Brauch eigentlich ein Ueberrest des ehemaligen Heidenthums sei, daß einst

die Waideler oder Heidenpriester der Preußen bei gewissen Opfern so tranken, daß sie selbst jetzt noch so thaten, denn es gab ihrer heimlich noch hie und da im Lande, und er hatte mit großem Nachdruck auf der Kanzel gegen solch Unwesen geeifert.

Der Müller warf den beiden jungen Leuten einen strengen Blick zu, leerte rasch den zinnernen Krug, den ihm der Wirth eingeschenkt, musterte dann die übrigen Gäste und sprach, indem er drei derselben bedeutungsvoll ansah: „Meister Jeckel, Tehws Welt und Tehws Jerun! Euer Korn kommt heute auf den Stein!“

Damit stand er auf und ging weg. Die so Angeredeten aber erhoben sich nun ebenfalls und folgten ihm auf dem Fuße. Jeckel war ein Schuhmacher, der aus Königsberg hierher ins Dorf gezogen, Tehws Welt, das heißt Vater Welt, und Jerun waren preußische Bauern, die, weil sie gut Deutsch verstanden, oft als Tolken dienten, alle drei aber verwegene Kerle und dem klugen Müller, der sie in seine Entschlüsse eingeweiht, mit Leib und Seele ergeben.

„Morgen früh geht der Tanz an!“ sagte Kaspar draußen zu ihnen, „und ihr müßt jetzt auf der Stelle die Leute herladen. Du Jeckel reitest nach Brasdorf, du Welt nach Sergitten, und du Jerun nach

Sielkeim. In Brasdorf soll der Schulzensohn seine Boten nach den Dörfern weiter schicken, wie ich mit ihm verabredet. In Sergitten und Sielkeim wissen die Krüger schon Bescheid. Bei Leibes- und Lebensstrafe soll sich ein jeder, er sei Hüfner oder Instmann, um Mitternacht am Kreuz hier einfinden. Da sollen sie anhören den Befehl und das Gebot des neuen Landesfürsten, so er bei höchster Strafe wolle gethan haben. Ihr aber müßt, so schnell ihr könnt, wieder bei mir sein!"

Hurtig gehorchten die drei und machten sich auf den Weg. Kaspar aber ging mit stolzgehobenem Haupte und gemessenen Schritten nach seiner Mühle. Von hier begab er sich gegen Mitternacht an den bezeichneten Ort und harrte seines Heeres. Aber niemand kam. Sollten seine Sendlinge ihn verrathen haben? Schon wollte er nach langem Warten heimkehren, da erscholl in der Ferne ein dumpfer Lärm wie von vielen Stimmen. Nun begriff er, was vorgefallen. Es gab zwei Kreuze vor dem Dorfe, eins in der Nähe der Kirche, eins auf dem Wege zum Schlosse; der Müller hatte auf das erstere gewiesen, seine Boten aber hatten das andere verstanden. Er eilte den Irrthum zu beseitigen, der beinahe sein Unternehmen im Keime erstickt hätte.

Er fand eine gewaltige Menge versammelt, es waren an viertausend Bauern gekommen.

Der Müller von Kaimen stieg auf einen großen Stein, der auf dem Felde lag, und redete also:

„Lieben Brüder, Nachbarn und Freunde! Dies eilende Zusammenkommen geschieht nicht anders, denn aus dem Willen Gottes des Allerhöchsten, welcher hat zu Herzen genommen euern schweren Druck und Kummer, so ihr über alle Gerechtigkeit von dem Adel so lange habt leiden müssen. Nun will sich Gott über euch erbarmen und euch von allem Beschwerniß frei machen. Solches geschieht auch nicht ohne Wissen und Zulaß des Landesfürsten, dieweil er selbst ein herzlich Mitleiden mit euch hat und auf keinem andern Wege euch helfen kann.

Lieben Freunde! Gott spricht selber: Du sollst Gott deinem Herrn gehorchen und deinem weltlichen Oberherrn und niemand anders. Was soll uns nun der Edelmann? wer hat uns den zum Herrn gegeben? können die Junker doch anderes nicht, denn allein den armen Bauersmann plagen!

Nun haben wir das rechte Mittel, dadurch wir frei werden können, vor uns und sonderlich, weil wir Gott und sein heilig Evangelium und des Landesfürsten Gunst und Willen auf unserer Seite haben.

Denn die Zeit unserer Erlösung ist kommen, wie wir täglich singen: Gott spricht: Ich will selbst auf sein und lösen die gefangen. Darum, wem Freiheit lieb und Eigenthum werth ist, der sei nur frisch und getrost und folge mir nach! wir wollen mit Gottes Hilfe Ehre einlegen, die uns, unseren Nachkommen, Weib und Kind, zu ewigen Tagen rühmlich und stattlich soll nachgesagt werden!"

„Das soll ein Wort sein!" riefen einmüthig die Deutschen unter der Menge. Aber die Preußen, die von dieser Rede blutwenig verstanden hatten, murmelten unter sich. Endlich trat Vater Jerun vor und sprach: „Kaspar Müller! die hier preußisch sind, wollen euch gern helfen, den Edelmann aus dem Lande zu jagen; allein sie möchten erst ganz sicher sein, daß Herzog Albertus dir dies auch wirklich aufgetragen hat. Wenn du ihnen nur etwas schriftliches vorzeigen könntest!"

Der Müller war hierauf schon gefaßt. Er wußte, den preußischen Bauer hatte die lange und harte Knechtschaft unter dem deutschen Orden so sehr an blinden Gehorsam gegen die Regierung gewöhnt, daß er dem geringsten Stallbuben folgte, wofern ihm dieser einen Zettel als Vollmacht der Herrschaft vorhielt. Er holte daher ein beschriebenes und besiegeltes Papier

hervor, sagte, da stehe der Wille des Fürsten schwarz auf weiß, und die Preußen beruhigten sich dabei; lesen konnte von ihnen ja keiner.

Man war also einig, und alle wetteiferten jetzt, ihrem Hauptmann Treue zu geloben. Der Tag graute schon, und der Müller befahl nun: „Auf, zum Schloß!“

Die ganze Menschenmasse setzte sich in Bewegung; Kaspar selbst aber eilte mit dem Schulzensohn von Brasdorf und sieben andern seiner Vertrauten voran, um den Eingang in die Burg zu erleichtern. Sie lag an einem Bache, der hier eine Schleuse hatte, welche der Müller täglich zu beaufsichtigen kam. Kaspar kannte also die Gelegenheit zum Einbruch auf's beste. Ueberdies begünstigte ihn ein Zufall, er fand das Hinterpförtchen, durch welches man zur Schleuse gelangte, offen; eine Magd, die in der Nacht Wasser holte, hatte vergessen, den Riegel wieder vorzuschieben. So gelangte der Müller unbemerkt ins Schloß und konnte den Bauern das große Thor öffnen, durch welches nun der ganze Schwarm hereinstürzte.

In wenigen Minuten waren alle Ställe und Räume des untern Stockwerks voll von diesen Gästen; die acht Männer aber, die zuerst mit dem Müller hereingekommen, sprangen die Treppe hinauf zum Schlafzimmer des Amtmanns und pochten an.

Der Herr v. Rippen fuhr aus dem Schlafe empor und rief: „Wer da?"

„Thu auf!" hieß es drohend, und da er zögerte, schickten jene sich an, die Thür aufzubrechen. Da öffnete der Amtmann.

„Gieb dich gefangen!" schrie ihn der junge Schulze an, indem er den Ritter, der im bloßen Hemde vor ihm stand, bei den Haaren ergriff und niederwarf. „Gieb dich gefangen!"

„Wem?" fragte Rippen.

„Mir und meinen Gesellen!"

Der Amtmann ergab sich, wollte indeß ritterliche Haft ausbedingen. Die Bauern lachten ihn aus: er solle nur rasch machen, daß er in seine Kleider komme; er müsse mit zum Haufen!

Der Amtmann erschrak und that, wie ihm befohlen war. Nachdem er sich angekleidet, wurde er aus dem Schlosse fort und nach der Kirche abgeführt, wo der Müller soeben sein Heer in einer Art kriegsmäßiger Ordnung aufgestellt und in Rotten getheilt hatte, denen er seine Vertrauten zu Anführern gab. Was sich an Waffen und Herrenkleidern im Schlosse befunden, war jetzt in den Händen der Bauern; einer trug Harnisch und Degen, ein anderer eine alte Armbrust, ein dritter eine Hakenbüchse; dieser hatte

einen feinen Pelzrock, jener nur einen Helm erwischt. Kaspar, der Hauptmann, saß auf des Amtmanns Streithengst und schwang ein gewaltig langes Ritterschwert. Er schaute mitleidig auf seinen ehemaligen Herrn herab, der wie ein armer Sünder vor ihn gebracht wurde. Er übergab ihn einigen handfesten Burschen zur Bewachung und sprengte dann an das Pfarrhaus heran, wo er mit dem Kreuzgriff seines Degens anklopfte und mit lauter Stimme rief:

„Auf! auf! Herr Pfarrer! Ihr sollt der christlichen Gemeinde das reine Wort Gottes predigen, und seid nicht mehr ein Heuchler wie zuvor, sondern ein evangelischer Prediger, und prediget das Wort Gottes lauter und klar!“

Der Pfarrer von Kaimen, Herr Paul Sommer, war schon wach, er trat vor die Thür und sprach:

„Lieber Müller, ich habe nie anders gepredigt, denn das Evangelium und wie das Wort an sich klar ist und lauter, und niemand wird mich wissen eines andern zu beschuldigen. Laßt die Leute etwas verziehen, bis es Kirchenzeit ist, so will ich lassen läuten und thun, was ich gegen Gott und meine Obrigkeit verantworten kann.“

„Auf, auf! Pfaffe!“ rief der Müller wieder. „Mach's nicht lange! willst du nicht, so mußt du!“

„Muß es denn sein," seufzte jener, „so walt es Gott!"

Er ging in sein Haus, um sich in seine geistliche Tracht zu werfen.

Unterdessen verhöhnten die Bauern den Amtmann sowie die Frau von Rippen, die ihrem Eheherrn nachgeeilt war, und trieben um sie allerlei Possen und Spottreden.

„He! Andres Rippen! jetzt seid Ihr Bauer, wir wollen auch mal Junker sein! Wir haben Euch so lange gescharwerkt, jetzt sollt Ihr uns scharwerken. Und Ihr, Frau! Euch wollen wir lehren graben, Hopfen binden, Flachs raufen und Mist austragen. Aber die Handschuh müssen dabei herunter von den Händchen! Ja! ja, Ihr sollt jetzt auch mal Scharwerk spinnen!"

Nun gebot Kaspar Stille, ließ die Bauern vor dem Schulhause einen Ring schließen und befahl dem Pfarrer, in die Mitte zu treten und ihnen eine Predigt zu halten, wie es sich zum heiligen Sonntag gebühre. Herr Paul Sommer that also. Zum Text nahm er die zehn Gebote, insbesondere das siebente: Du sollst nicht stehlen; dieses legte er ihnen mit aller Nachdrücklichkeit aus. Sie hörten es willig an, und als die Predigt zu Ende war, setzte sich der Haufe in

Marsch. Er schlug die große Straße ein, die nach Labiau führt.

Herr Sommer durfte nicht zurückbleiben, er mußte seinen Wagen anspannen und mitfahren. „Kaspar," sagte er zu dem Müller, „Ihr habt von mir gehört, was Gott von Euch haben will. Werdet Ihr ihm also thun?"

„Ja wahrlich!" betheuerte der Müller. „Ich will nicht anders denn als ein Christ nach Gottes Wort handeln."

Die Rottmeister hatten sich bereits mit eigenen oder mit des Amtmanns Pferden beritten gemacht; die gemeinen Bauern gingen zu Fuß und mit ihnen auch der gefangene Amtmann. Ein Knecht, der ihn bewachte, hatte dem Ritter den feinen Rock ausgezogen und ihm dafür seinen alten Filzmantel umgehängt. Der Pfarrer bemerkte es und indem er auf die beiden wies, sprach er zum Müller: „Das ist nicht christlich an eurem Junker gehandelt; ein anderer trägt des Junkers Schaube, und der Junker muß im Filzmantel gehn!"

„Wer kann wider den gewaltigen großen Haufen!" entgegnete der Hauptmann unmuthig. Doch nöthigte er den Knecht, die Kleider wieder mit dem Amtmann zu tauschen.

Der Beschluß, den Kaspar mit den andern Führern gefaßt, war, man wolle zuvörderst den Adel im Labiauschen austreiben, sich mit den dortigen Bauerschaften verbinden und dann, was weiter zu thun sei, mit dem Rath der drei Städte von Königsberg, Altstadt, Kneiphof und Löbenicht, vereinbaren. Denn Jeckel der Schuster hatte versichert, die Bürger und am meisten die Zünfte seien dem Adel eben so feind wie der Bauer, und es war demgemäß in Kaimen ein Brief der Bauern an die Königsberger vom Schulmeister des Dorfes geschrieben und von dem Müller abgeschickt worden.

Als die Aufständischen den nächsten adligen Hof erreichten, war der Besitzer, Hans v. Götzen, eben im Begriff, in seinen Wagen zu steigen, um zur Kirche nach Kaimen zu fahren. Er wurde ergriffen, wollte sich mit seinem Degen wehren, aber der Amtmann rief ihm zu, er solle das Uebel nicht ärger machen, und so ergab er sich. Auch er mußte viele harte und spitze Reden anhören, und der Schulmeister von Kaimen, dem er manches gute erwiesen, war unter den lautesten Schreiern.

„Lieber Gevatter!“ sagte da der Edelmann zu ihm, „hab ich das mit meiner Wohlthat um Euch verdient?“

Jener aber erwiderte lachend: „Lieber Gevatter! thät ich's nicht, so thät's ein anderer!“

Der Müller Kaspar war in den Stall gegangen und brachte Zäume und Halftern herbei, mit denen er die beiden Edelleute binden wollte. Doch der Pfarrer bat für sie: „Lieben Freunde! thut nicht so übel wider Gott und eure Nächsten, die sich willig in eure Gewalt gegeben. Sie wollen ja folgen; was bedarf's denn Bindens?“ Sein Zureden wirkte. Die Gefangenen blieben ungebunden und folgten in Götzen's Wagen dem Zuge, der jetzt nach dem Dorf Legitten aufbrach.

Dort waren eine Menge Adlige von den umliegenden Gütern in der Kirche versammelt. Aber als die Aufständischen sich dem Dorfe näherten, meldeten einige Einwohner es dem Tolken, dieser flüsterte die Nachricht dem Pfarrer zu, der eben die Predigt beendete, und der Pfarrer wieder, Herr Valentin, warnte die Edelleute; sie liefen rasch zu ihren Pferden und entkamen so.

Da die Bauern die Kirche schon leer fanden, so schickten sie einige Rotten auf die Güter hinaus, die zweien der Entflohenen, Thomas Reimann und Greger von der Trencke, gehörten. Auch hier wurden Waffen und Rüstzeug fortgenommen; außerdem erbrach der

Schwarm die Keller und trank den Wein und das Bier der Herren aus. So erhitzten sich die Köpfe noch mehr, und die Leute von Kaimen waren schon drauf und dran, Herrn Rippen, den sie immer mit sich schleppten, in den See, der am Hofe Greger's lag, zu werfen; nur mit genauer Noth wurden sie davon durch den Einspruch der Besonnenern abgehalten.

Eine andere Rotte überfiel das Gut Bringen. Der Besitzer, der lange Jörgen genannt, feierte gerade eine Kindtaufe in seinem Hause, und die Gäste wollten eben zu Tische gehen, als der tolle Haufe anrückte. Voll Schrecken kroch der Edelmann unter das Bett, und seine Gäste liefen zum Hause hinaus auf die Felder. Die Bauern ließen sie laufen, setzten sich an die gedeckte Tafel und thaten sich an dem bereiteten Mahle und an dem Kindelbier gütlich. Dann zogen sie den langen Jörgen unter seinem Bett hervor, nahmen ihn mit sich und ließen der Sechswöchnerin das leere Haus.

Andern Tages sammelte sich das ganze Heer wieder zu Legitten, um jetzt auf Labiau zu ziehen, wohin aus der ganzen Gegend die Adligen flohen. Zu besserer Ordnung wählten sich die Bauern aus der großen Zahl der Rottmeister einige obere An=

führer. Sie wollten auch die beiden Pfarrer Sommer und Valentin zu Hauptleuten machen, und Herr Valentin schien zu dieser Ehre nicht übel Lust zu haben. Allein Herr Sommer entschuldigte sie beide und sprach: „Lieben Freunde! wie können wir euch wohl vorstehen, die wir nicht Kriegsleute sind, auch von Jugend auf in der Schule und nicht im Kriege erzogen! Es sind ja ihrer viele unter euch, die bei Hofe gedient, im Reiten und Fechten geübt, die taugen euch besser zu Hauptleuten, denn wir, solches Handels unerfahrene!“

Die Bauern gaben ihm Recht. Er verfolgte nun seinen Vortheil weiter. Auf die Waffen deutend, die sie in seinen und Herrn Götzen's Wagen gepackt, sagte er zu ihnen: „Was nützt euch doch euer Gewehr dort? Oder meinet ihr, Schloß Labiau mit euern bloßen Händen einzunehmen?“

Der Rath schien sehr verständig, die Hauptleute vertheilten die Waffen unter die Menge, und da nun Herrn Sommer's Wagen leer war, so achtete niemand darauf, als derselbe allmählich immer weiter im Zuge zurückblieb und zuletzt in der Staubwolke, welche nachgetriebenes Vieh erregte, ganz verschwand. Jetzt machte der schlaue Pfarrer kehrt und trieb seine feisten Pferdlein tüchtig an. Unterwegs begegnete er dem

Schmied von Kaimen, den Kaspar in's Tapiausche abgeschickt, daß er den Bauern daselbst die große Zeitung melde. Der Schmied fragte seinen Pfarrherrn: „woher? und wohin?“ dieser antwortete: „Mit Wissen und Zulaß des Hauptmanns.“ Damit zog ein jeder seines Weges.

Unterdessen langte der große Haufe vor Labiau an und schickte Boten zum Schloß hinauf, man solle die Edelleute herausgeben. Aber der Amtmann von Labiau, Herr Hans Röber, antwortete: Sie sollten sich an Seiner Durchlaucht Amt und Leuten nicht vergreifen; hätten sie mit dem Adel etwas zu thun, so würden sie es sonst wohl wissen auszurichten. Er wolle ihnen Brot und Bier herausschicken, wenn sie ihn und Seiner Durchlaucht Unterthanen unangetastet ließen.

Die Bauern waren es zufrieden, und nachdem sie gerastet und gefrühstückt, zogen sie rechts ab auf Tapiau zu. Die Dörfer in dieser Gegend waren bereits in vollem Aufstande, und der Haufe vergrößerte sich, je weiter er kam, wie eine Lawine. Auf allen Edelhöfen wurden die Besitzer mitgenommen, und wo dieselben sich bei Zeiten geflüchtet, wurde angesagt, wenn sich der Edelmann nicht zur Haft stelle, so werde man ihm den rothen Hahn auf sein Haus setzen.

Dagegen die sich gutwillig ergaben, wurden durch das Versprechen getröstet, es solle ihnen so schlimmes nicht widerfahren. Ebenso schreckte man die Bauern, die sich anzuschließen säumten, mit der Drohung, man werde ihnen Haus und Hof verderben. Geplündert wurde wenig; nur hier und da verübte eine Rotte größere Gewaltthat, wie denn namentlich die alte Frau v. Perbandt nachher klagte, man habe ihr nicht blos alles Bier und alle Milch ausgetrunken, sondern auch eine Lade mit ihrem besten Geschmeide ausgeräumt.

. . . .

Kaspar Müller wartete indessen mit großer Sehnsucht auf die Antwort der Königsberger. Er hatte beim Abzug von Kaimen zwei Boten mit dem Briefe entsandt, den Bauer Krause aus Brasdorf und einen Mann von Kaimen, und ihnen ein bewaffnetes Geleit mitgegeben. Sie ritten stolz dahin im Gefühl ihrer Würde als Gesandte des neuen Volksfürsten. Unterwegs hielten sie bei der Kirche zu Schönwalde an; Krause stieß mit seinem dreieckigen Degen, den er aus des Herrn v. Rippen Kammer genommen, an die Kirchenthür und schrie zur Kanzel hinauf: „Siehe to, Pape, dat du dat Wort Godes reine predigest und klar an den Dach bringest, oder disse Dreeecker und deen Buk sal een Ding werden!“

Der Pfarrer, Herr Johann Russe, genannt Woymann, erschrak, und auch die Gemeinde entsetzte sich nicht wenig; doch brachten sie ihren Gottesdienst, wenn auch hastiger als sich schickte, noch zu Ende.

Vor der Stadt kehrten die Begleiter um. Die Gesandten aber begaben sich zum Schöppenmeister der Altstadt, Peter Schart. Sie trafen ihn im Begriff, mit zwei Freunden, die ihn besucht, Herrn Haubitz und dem Bürgermeister von Elbing, Jakob Alexwangen, spazieren zu gehen; er wollte dem Elbinger den prächtigen Garten des Herrn Haubitz zeigen. Die Bestürzung der Städter war groß, als sie vernahmen, was die beiden Bauern brachten, die ihre kurze Rede damit schlossen, sie hätten das Spiel angehoben den Adel zu vertreiben, um ihrer Bedrückung sich zu entledigen, und sie hofften mit Gottes und der Gemeinde von Königsberg Hilfe, es zu einem guten Ende zu bringen.

„Ich nehme euern Brief nicht an!“ entgegnete abwehrend Peter Schart. „Tragt den Zettel auf's Schloß!“

Die Bauern machten ein langes Gesicht und fingen an, sich ziemlich kleinlaut zu verantworten: Sie seien von dem großen Haufen, der schon bei viertausend Mann stark, dazu genöthigt worden, den

Brief herzubringen; man habe ihnen sonst mit Brand und Mord gedroht.

Die Herren zuckten die Achseln und der Schöppenmeister meinte: Es werde heißen, mitgefangen, mitgehangen; am ersten könnten sie noch auf Gnade rechnen, wenn sie von freien Stücken sich im Schlosse meldeten und von dem Vorgefallenen der Regierung Anzeige machten. Mit dieser Weisung entließ er sie.

Da standen sie nun trübselig auf dem altstädtischen Marktplatz und blickten mit zweifelnden Mienen zur herzoglichen Burg hinauf. Doch bevor sie den sauren Gang antraten, wollten sie noch anderwärts sich Raths erholen. Jeckel, der Schuster hatte ihnen ein Päckchen Briefe zur Bestellung an einen seiner guten Freunde in Königsberg mitgegeben. Diesen suchten sie jetzt auf. Es war ein heruntergekommener Schneider, der die herrschenden Zustände mit großem Mißvergnügen betrachtete und recht gern sich gegen dieselben aufgelehnt hätte. Er hörte die Mittheilungen der Bauern von ihrem Aufstande gegen den Amtmann mit Freude und Beifall an; über das Benehmen des Schöppenmeisters verwunderte er sich nicht. Die Herren, meinte er, hielten eben überall fest zusammen; wollte Gott, daß die armen, unterjochten Leute in Stadt und Land eben so einig wären. Aber in Königsberg

sehe es auch in dieser Beziehung sehr übel aus. Er habe alles gethan, die Köpfe zu erleuchten, soweit er es insgeheim thun könne; allein die Dummheit und die Feigheit seien zu groß, er stehe hier mit seinen Gedanken fast einsam da. Er wolle den Staub von seinen Füßen schütteln und aufs Land hinaus ziehn; er sei bereit, sich den Aufständischen als Hauptmann anzubieten.

Diese Rede war nun nicht geeignet, die gesunkene Zuversicht der beiden Bauern wieder aufzurichten. Sie dankten dem Schneider nicht einmal für seine großmüthige Entschließung, sondern gingen mit der Bemerkung, daß es an Hauptleuten draußen keineswegs fehle, mißmüthig davon. Es schien ihnen jetzt gerathen, dem Befehl des Schöppeameisters nachzukommen.

Im Schloß zu Königsberg hatte man von den Dingen, die im Anzuge waren, nicht die leiseste Ahnung. Behagliche Ruhe herrschte dort. Der Herzog befand sich auf Reisen im Ausland, und seine Statthalter, ein Ausschuß hoher Beamten und vornehmer Edelleute des Landes, hatten sich zum Theil gerade auf ihre Güter begeben; nur zwei Regierungsräthe, die Herren Kleophas und Rentmeister Freyberger, waren zur Besorgung der laufenden Geschäfte

in der Residenz zurückgeblieben. Heute indessen, am Sonntag, ruhte auch ihre Arbeit; die beiden Herren hatten einige durchreisende Edelleute aus Holstein, Mecklenburg und Pommern, die sich ihnen vorgestellt, auf's Schloß geladen und saßen nun mit ihnen in heiterer Gesellschaft beim Weine.

Der Mecklenburger hatte seinen Becher geleert, Herr Freyberger winkte ihm ermunternd zu und sprach:

„Qui bibit ex negibus, ex frischibus incipit ille! zu deutsch: Wer die Neige geleert, heb' an, vom frischen zu trinken!“

„Ein guter Spruch!“ rief der Angeredete, indem er sich einschenkte.

„Die Worte lauten noch anders,“ bemerkte Kleophas, „der Sinn ist derselbe:

Ille prior rebibat, qui proxima pocula sumsit.
Nec quaeras, quare; sic lex Prutenica sanxit.
Der soll trinken zuerst, der zuletzt den Becher geleert hat.
Frage nicht lange: warum? Das Gesetz in Preußen befiehlt so.“

Die Gäste lachten, das sei ja ein lustiges Gesetz.

„Es war doch sehr ernsthaft gemeint,“ sprach Kleophas, „denn wisset, liebe Herren, dies ist wahr und wahrhaftig ein geschriebenes Landesgesetz gewesen, gegeben im Jahre 1310 vom Hochmeister des deutschen Ordens, Siegfried von Feuchtwangen. Es verhielt sich aber damit also: Nachdem die heidnischen

Preußen von den Deutschrittern ganz und gar bezwungen und in harte Knechtschaft gebracht worden, geschah es hie und da, daß ein entwaffneter und zu Boden getretener Mann sich seines Besiegers selbst durch Gift zu entledigen suchte. Und deshalb verordnete der genannte Hochmeister, wenn ein Preuße einem Deutschen zu trinken reiche, so sei er bei Todesstrafe gehalten, sich dann aus demselben Gefäß einzuschenken und davon zu trinken. Jetzt freilich, da die beiden Nationen in Preußen längst zu einem einzigen Volk verwachsen sind, hat jenes Gesetz keinen Grund mehr und ist ein scherzhafter Brauch geworden; aber als solcher steht dies Trinkrecht noch überall in Preußen in Kraft und Ehren."

„Bei mir zu Lande," sagte nun der Mecklenburger, „habe ich die Handwerksburschen zuweilen ein seltsames Sprichwort brauchen hören, das lautete: Ein Preuß' seinen Herrn verrieth. Ich denke mir jetzt, daß diese Nachrede wegen der tückischen Heiden, von denen Ihr erzählt, wird aufgekommen sein."

„Darin irrt Ihr, Herr Ritter!" sprach sein Nebenmann, der Holsteiner, der seine Gelehrsamkeit zeigen wollte. „Ich habe dieses, übrigens gar verwerfliche proverbium in alten Chroniken gefunden und ebendaselbst auch seine Erklärung. Weil nämlich

Adel und Städte in Preußen anno 1454 vom Hochmeister abgefallen und sich unter die Krone Polen gegeben, so hat man im deutschen Reiche ihnen in solchen Worten den Verrath vorgehalten."

„Die deutschen Chronikenschreiber haben Euch falsch berichtet," sagte belehrend Herr Kleophas. „Denn zum ersten, so ist es mit dem vorgerückten Abfall derer Städte und Edelleut im jetzo königlich polnischen Preußen keineswegs also bestellt gewesen, daß man der Nation daraus hätte einen so schweren Vorwurf machen dürfen. Die rechte Grundursache dieser beklagenswürdigen Begebenheit hat vielmehr in dem übeln Treiben und Parteien der Ordensritter selbst gelegen, welche unter sich in zwei feindliche Lager gesondert waren, nämlich eines Theils in die Rheinischen, zu denen man alle Niederdeutschen gerechnet, und andern Theils in die Oberdeutschen. Diese letzteren haben durch ihr unverständiges und tyrannisches Gebahren, womit sie sowohl den Unterthanen, als ihren eigenen Kreuzbrüdern Trotz geboten, das Land zum Aufstande gebracht und leider Gottes den Polen in die Arme getrieben. Weshalb es damals auch am Hofe des Hochmeisters allgemein geheißen:

Das verlorene Land, das haben wir zu danken
Im Orden den Schwaben, Baiern und Franken.

Was nun zum zweiten den Spruch anbelangt, daß ein Preuße seinen Herrn verrathen habe, so geht selbiger auf einen Vorfall, der sich etwa um das Jahr 1460 in der Stadt Rastenburg zugetragen hat. Damals war fast das ganze Land gegen den Orden in Waffen, und auch die Rastenburger wären ihren Gebietiger, Herrn Wolfgang Sauer, der das Schloß besetzt hielt, gern losgeworden. Sie rüsteten sich, er that desgleichen, und nachdem er heimlich Kriegsvolk an sich gezogen, machte er auf die Bürger einen Ausfall. Aber sie waren ihm zu stark, sie nahmen ihn gefangen und brachen das Schloß. Darauf schrieben sie an die Königsberger um Rath, wie sie mit dem Ritter verfahren sollten. Jene antworteten: sie sollten es mit Herrn Sauer so einrichten, daß aufs Frühjahr die Vögel etwas zu essen kriegten. Die Rastenburger befolgten den Rath, sie führten den Gefangenen hinaus auf das Eis an eine Wuhne oder Oeffnung, die sie in den See, der bei der Stadt ist, hatten hauen lassen, und befahlen ihm, da es nicht anders sein könne und er jetzo sterben müsse, so solle er hineinspringen. Denn niemand wollte die Hände an ihn legen, damit es ihnen nicht später zum Nachtheil gerathe. Aber Herr Sauer wollte nicht springen. Endlich faßten sich die Schuster, welche

die vornehmsten Handwerker in der Stadt waren, ein Herz; sie stellten ihn nach viel Rede und Widerrede dicht an die Wuhne und legten ihm eine lange Stange an die Beine; die Stange hielten ihrer viele, damit nicht einem allein die Schuld zugeschrieben würde, und gingen damit vorwärts; so stürzten sie ihn kopfüber in die Wuhne unter das Eis. Diese frevelhafte That ist Schuld gewesen, daß man unter den Handwerksleuten draußen im Reich hin und wieder gesagt hat: Ein Preuß' seinen Herrn verrieth. Aber man sollte nicht um der Sünde einer Stadt willen eine ganze Nation gleichsam an den Schandpfahl stellen."

Die Gäste stimmten dieser Meinung bei, und sie beeiferten sich, mancherlei Urtheile und Anekdoten aufs Tapet zu bringen, die das preußische Wesen in ein vortheilhaftes Licht stellten. Besonders wurde die preußische Gastlichkeit gerühmt und an das alte Sprichwort erinnert: Wenn ein Fremder nur erst bis nach Preußen reichen könne, so sei er schon so gut wie geborgen. Der Gast aus Holstein rühmte sogar den guten Wein, den Preußen wenigstens in früheren Zeiten erzeugt habe.

Der alte Kleophas lächelte: „Ich zweifle doch sehr, ob Ihr den gern würdet getrunken haben. Dieser hier aus Frankreich ist sicherlich viel besser.

Dafür hat unser Land den Bernstein und im Ueberfluß Weizen, Honig, Wachs; es hat vieles, und ihm fehlt vieles, das ist im Reich nicht anders, und es ist gut so, wie der alte Kaufmannsspruch besagt:

Wenn jedes Land hätt' alles vollauf,
So ging' ganz unter aller Kauf,
Kein' Einigkeit auch würde sein;
Der Mangel bringt Kauf und Friede ein."

Das Gespräch wendete sich jetzt auf die besonderen Eigenheiten der verschiedenen deutschen Stämme, und die beiden Herren aus Holstein und Mecklenburg, denen der Wein den Muthwillen geweckt hatte, fingen an, ihren Nachbar, den Pommer, mit allerlei Neckereien zu foppen; sie hätten von einem gewissen Pommerehnke gehört, ob der denn wirklich ein so zierlicher und höflicher Mann sei, als immer gerühmt werde.

„Nun verantwortet Euch, Herr von Glasenapp!" rief scherzend der Rentmeister.

Der Pommer sprach: „Et is wahr, dat in Pamern een sulk Mann gewahnet heft, de Pamereninк geheten, unde he was een goot ehrlick Mann. Unde seene Spreeke weren ook goot, aß: Lyke unde Recht währet tom längsten, adder: Recht dohn is keene Sünde. He hedde awerst twee Sähne, de eene heet Kilian, de ander Gravian. Kilian gaf sik in Hal=

stein to wahnen unde buwete de Stadt Kiel, daher kamen de Kilianer, de ander tooch in Mecklenborg unde buwete Grabow, daher kamen de Gravianer.“

Jetzt hatte Glasenapp die Lacher auf seiner Seite. Doch der Mecklenburger meinte verdrießlich: „Junker, wenn Ihr ein Diamant wäret, so würde ich sagen, daß Ihr ein ungeschliffener Diamant seid.“

Auch der Holsteiner gedachte, mit einem Witz den Kilian und Grobian wieder wett zu machen. Aber die Sitzung nahm jetzt plötzlich ein unerwartetes Ende. Ein Diener trat ein und flüsterte dem älteren der beiden Regierungsräthe eine Meldung zu. Dieser erhob sich in großer Bestürzung, bat seine Gäste, ihn und seinen Kollegen zu entschuldigen; ein unaufschiebbares Geschäft rufe sie ab. Die Fremden sahen wohl, daß etwas wichtiges und unangenehmes vorgefallen sei; sie standen auf und empfahlen sich.

Kleophas theilte nun dem erstaunten Rentmeister mit, was ihm der Diener gemeldet: im Samland hätten sich die Bauern empört und hätten nach Königsberg Boten abgeordnet, die sich jetzt unten auf der Wache im Schlosse befänden. Was thun? der alte Herr war ein gelehrter und kluger Mann, allein Muth und Thatkraft besaß er nicht mehr. Auch Freyberger stand unentschlossen da; er rieth, den Hof-

prediger, den Doctor Speratus, herbeizuziehen. Es geschah, und nun wurden die beiden Bauern ins Verhör genommen. Besonders sollten sie sagen, an wen in der königsberger Gemeinde dieser Brief, den sie überbrachten, gerichtet sei. Sie beharrten darauf: an die ganze Gemeinde, und da weitere Auskunft von ihnen nicht zu erlangen war, so wurden sie vorläufig in Gewahrsam abgeführt.

Schon am nächsten Morgen ergab es sich jedoch, auf welche Personen hauptsächlich gerechnet worden. In jeder der drei Städte erschien bei dem Bürgermeister ein Bürger und lieferte einen Brief ab, der ihm von unbekannter Hand gestern Abend ins Haus geworfen sei. Die drei Schreiben waren gleichlautend, die Aufständischen äußerten sich darin folgendermaßen:

„Lieben Freunde! Ihr wisset, was etliche unter uns mit euch geredet haben. Dieses ist jetzt vor sich gegangen, und dieweil es mit eurem Rath und Wissen geschehen, so wollten wir gern von euch berichtet sein, wessen wir uns zu euch und der ganzen Gemeinde zu versehen haben. Das Spiel ist angefangen, es muß vollends durchgeführt werden."

Die Empfänger versicherten hoch und theuer, sie wüßten von nichts, sie hätten kein Einverständniß mit den Empörern. Ebenso lehnte die ganze Ge=

meinde, als sie von den Bürgermeistern zusammen berufen wurde, jede Mitwissenschaft und Betheiligung an dem Aufruhr aufs entschiedenste von sich ab.

Die fürstlichen Räthe, obwohl jetzt durch einige Kollegen, die vom Lande hereingekommen, verstärkt, saßen inzwischen in großer Furcht auf dem Schloß; denn wenn der Bürger mit dem Bauer gemeine Sache machte, so war es mit dem Regiment der Adligen und der Hofbeamten aus. Wie athmeten sie hoch auf, als nun die drei Bürgermeister erschienen und jene Besorgnisse zerstreuten! Man überlegte jetzt, wie der gefährliche Brand zu löschen sei. Der eine rieth, man müsse Gewalt mit Gewalt abtreiben, den Adel von Natangen und dem Oberland aufbieten; der andere, man solle an den König von Polen schreiben. Aber diese Hilfe lag doch zu weit, und vom Adel erfuhr man bald, daß er voll Schrecken überall auf das nächste Schloß flüchte, im nordöstlichen Samland nach Labiau, im südwestlichen nach Fischhausen, in Natangen nach Preußisch Eilau, und sofort, je weiter sich der Aufstand oder das Gerücht desselben verbreitete. Nach langen Berathungen kam man am Dienstag endlich zu dem Schluß, die Stadtbehörden sollten in der Abwesenheit des Fürsten sich der Sache annehmen und die Bauern bewegen, daß

sie bis zur Rückkehr des Herzogs Friede hielten und diesem dann ihre Beschwerden vortrügen.

Aber wer sollte das gefährliche Geschäft übernehmen und sich zu den wüthenden Bauern hinauswagen? Die Regierungsräthe weigerten sich dessen ganz entschieden; sie behaupteten die Bürgermeister hätten dabei weniger, hätten im Grunde gar nichts zu befürchten.

„Das sagt Ihr wohl," entgegnete hierauf der Bürgermeister der Altstadt, Nickel Richau, „allein, Ihr Herren, wer bürgt uns dafür? Wird der Bauer es ruhig hinnehmen, wenn er sieht, daß der Bürger nicht mit ihm an einem Strange zieht? Viel eher ist zu glauben, daß er nach dem Spruche handeln wird: Wer nicht für mich ist, ist wider mich."

Herr Kleophas erinnerte an den Consul Cicero und andere berühmte Bürgermeister der Vorzeit, die sich edelmüthig für das Vaterland geopfert.

„Nun, es sei!" antwortete Herr Richau endlich. „Wir wollen vor den Riß treten. Jedoch es ist billig, daß wenigstens einer von Euch mit uns reise, und wer möchte sich mehr dazu eignen als Herr Kleophas, dessen Alter eben so ehrwürdig ist wie sein Rang?"

„Ihr vergeßt mein Podagra!" rief Herr Kleophas. „Zu solchen Dingen bedarf es eines jungen rüstigen Leibes. Ich schlage Herrn Freyberger vor."

Der Rentmeister erhob sich und sprach: „Edle Herren! ich würde wahrlich nicht anstehn, meine geringe Person für das allgemeine Beste auf's Spiel zu setzen, wenn ich überzeugt wäre, wirklich zu dieser Sendung der rechte Mann zu sein. Aber hier sind offenbar die fleischlichen Waffen nicht am Orte, sondern herzogliche Regierung muß für jetzt den Rebellen mit Milde und mit guten Worten begegnen. Darum ist mein Rath, daß wir unsern hochwürdigsten Herrn Hofprediger bitten, diesen ehrenvollen Auftrag zu übernehmen. Seine geistliche Rüstung schützt ihn, und vor seinen feurigen Worten werden die starren Herzen der Anführer schmelzen.“

„Ihr traut meinen Worten doch allzuviel zu!“ erwiderte ihm der Doctor Speratus. „Diese Bauern sind ja mehrentheils Preußen, die kein Deutsch verstehen. Zu dem darf ich in so gefährlichen Zeiten meine Gemeinde nicht verlassen. Heute ist es in der Stadt ruhig, doch wer weiß, ob es so bleibt! Ich muß meines Amtes hier warten.“

Kurz, unter den Mitgliedern der Regierung fand sich keines bereit, in die Höhle des Löwen zu gehen, und so schien denn die ganze Verhandlung fruchtlos. Indeß, da auch die Bürgerschaft ihre Bitten mit denen der Regierung vereinte, so entschlossen sich die

Bürgermeister zuletzt, die Reise allein anzutreten. Doch wollten sie zuvor von den Bauern sich freies Geleit erwirken.

„Der Stadtdiener Lazer soll herkommen!“ befahl Herr Richau.

Der Stadtdiener erschien.

„Lazer!“ sprach der Bürgermeister. „Ihr müßt zu den Bauern hinausreiten, auf die Straße nach Tapiau, und ihrem Hauptmann, dem Kaspar Müller, diesen offenen Brief überbringen, worin wir um frei Geleit bitten.“

Lazer machte ein bedenkliches Gesicht und murmelte, er habe Frau und Kinder; die Bauern möchten ihn vielleicht todtschlagen.

„Stadtdiener!“ sagte Herr Richau streng. „Ihr verkennt Eure Stellung. Was? Wir, der Bürgermeister der Altstadt Königsberg sind erbötig, gleichsam wie ein zweiter Curtius Uns pro salute reipublicae in den Abgrund zu stürzen, und Ihr, der Stadt Diener, wolltet aus schnöder Furcht dahinten bleiben? Die Stadt müßte sich dann nach einem anderen Diener umsehen!“

„Ich will ja in Gottes Namen gern gehorchen,“ antwortete Lazer, „aber Euer Gestrengen sollen mir versprechen, daß die Stadt, wofern ich bei diesem

Handel mein Leben lasse, für mein Weib und meine Kinder sorgen wird."

„Das gelobe ich Euch!" sprach der Bürgermeister, indem er ihm die Hand reichte, und Lazer machte sich nun mit klopfendem Herzen auf den Weg.

Er fand den großen Haufen bei Waldau gelagert. Da sah er viel Unordnung, viel trunkene Leute, aber die Gräuel, die er erwartet hatte, sah er nicht. Ungefährdet erreichte er den Platz, den ihm die Wachen als das Hauptquartier bezeichnet. Hier brachte er das Anliegen der Königsberger vor. Die Hauptleute bewilligten es ohne Anstand, und der Pfarrer Valentin fertigte das Schreiben aus, in welchem den Stadträthen ein sicher und christlich Geleit verheißen wurde, falls sie andern Tages, Donnerstag, den 6. September, Mittags, mit 20 Pferden gen Neuhaus zur Unterredung kommen wollten.

Wohlbehalten kehrte Lazer mit diesem Geleitbriefe zurück, und nun zögerten die Väter der Stadt keinen Augenblick mehr, das Werk der Friedensstiftung vorzunehmen. Ihre Abgeordneten waren der Bürgermeister der Altstadt, Nickel Richau, der vom Kneiphof, Lorenz Plate, und der vom Löbenicht, Paul Mangerau, außerdem einige Schöppen und andere Stadtbeamte. Diese Deputation traf zur festgesetzten

Stunde in Neuhaus ein; aber die Aufständischen waren nicht mehr hier. Der Schloßhauptmann von Neuhaus hatte die Bauern nicht eingelassen und ihren Abzug durch einige Tonnen Bier erkauft. Es hieß, ihre Obersten seien seewärts, nach Schaken geritten, wo das Volk sich unter eigenen Führern erhoben habe.

In der That waren die Fischer und Bauern im Norden Samlands, sobald sie Nachricht von den Ereignissen in Kaimen und Legitten erhalten, ebenfalls aufgestanden, hatten einen Bauer Namens Hans Gerike zu ihrem Hauptmann erwählt und das Schloß Schaken überfallen. Die Bewohner desselben, ein paar alte Deutschritter, denen der Herzog bei der Auflösung des Ordens hier einen Ruhesitz eingeräumt, versuchten keinen Widerstand, und Hans Gerike ließ die Burg von 40 Fischern, auf die er sich verlassen konnte, besetzen. Dem übrigen Haufen wehrte er den Eintritt, damit, was dem Herzog gehörte, unbeschädigt bliebe. Nur einige Fässer Bier aus der Kellerei von Schaken gab er preis. Dann zog er mit seiner Schar weiter, indem er die Ordensbrüder und eine Anzahl Edelleute, welche sich hierher geflüchtet, gefangen mit sich führte. Er war schon fort, als die königsberger Herren anlangten. Die

Fischer, welche die Besatzung des Schlosses bildeten, luden sie herein: sie hätten einen Ochsen geschlachtet und wollten sie zu Gaste gebeten haben. Aber die Stadträthe lehnten dies Anerbieten ab. Da brachten ihnen die Fischer Schüsseln voll Braten und Pfeifkannen voll Bier heraus auf die Schloßbrücke und meinten: Dieweil ihnen das Schloß des Herzogs zu hüten anbefohlen, hätten sie auch wohl Macht, als dessen Diener etliche Ochsen zu schlachten und aus Seiner fürstlichen Durchlaucht Küche und Keller zu zehren.

Die Bürgermeister zogen nun dem Haufen der Bauern weiter nach, über Rudau, wo der Pfarrer ihnen wehmüthig seine verwüstete Milchkammer zeigte: Er habe sich geweigert, den Empörern zu folgen, und dafür diese Strafe bekommen. Dann kamen sie nach Pobeten. Hier hatte der Bauer schlimmer gehaust. Denn der Amtmann daselbst, Herr von Polentz, obwohl ein Bruder des frommen Bischofs Georg und selbst ein eifriger Evangelischer, war gleichwohl gegen seine Unterthanen ein Tyrann. Er selbst entkam den Wüthenden durch schnelle Flucht; aber sein Haus wurde ihm arg verstört, Fenster, Thüren, Oefen, alles Geräth zerschlagen. Gegen Abend erreichten die städtischen Gesandten das Dorf Transau; sie

übernachteten im Kruge daselbst, während einer ihrer Diener den Bauern weiter nachforschen mußte. Endlich, Freitag Morgens, holten sie den großen Haufen ein; er lagerte bei Zinkenhof. Hier war die Verwüstung ähnlich wie in Pobeten. Das Thor des Gutshauses lag zerhauen an der Erde, daneben zerrissene Federbetten, deren Inhalt über den ganzen Hof gestreut war, ferner ein paar abgestochene Schweine und mehrere Schinken, aus denen man das beste Fleisch ausgeschnitten.

Die Stadtherren fragten nach Kaspar Müller von Kaimen. Aber sie erfuhren bald, daß dieser nicht mehr die Geister beherrschte, die er heraufbeschworen. Kaspar hatte, sobald er seine Hoffnung auf die Hilfe der Bürger getäuscht sah, die feste Siegeszuversicht, die ihn anfangs beseelte, verloren, und seine Worte zündeten nun nicht mehr wie sonst. Ueberdies verwehrte er den Bauern das Plündern, und wovon anders sollten sie hier leben? Desto höher wuchs das Ansehen der anderen Hauptleute, die besser den Leidenschaften der Menge schmeichelten. Besonders der Krüger von Pobeten, Martin Wernike, war ob seiner freudigen Kampflust beliebt; sie nannten ihn nur den Herzog Märten. Dieser selbst indeß hielt den Hans Gerike für den tüchtigsten Mann im ganzen Heere.

Als die Städter ihren Auftrag kundthaten, wurde ihnen durch den Wortführer der Rotte, die in Zinkenhof lag — es war der Schulmeister von Labiau — erwidert, die ganze Gemeinde der Bauern sei Willens, sich auf dem großen Felde zu Altkaimen bei Wargen zu versammeln; alle Aufständischen und die, welche jetzt aus den Gebieten von Medenau, Tierenberg und Fischhausen noch herbeizögen, würden dort zusammentreten und sich einen obersten Hauptmann erwählen. Dorthin möchten auch sie kommen und mit dem neuen Obersten verhandeln.

Es geschah so. An achttausend Mann kamen bei Altkaimen zusammen; sie wählten Hans Gerike zu ihrem Obersten und setzten ihm einen Ausschuß, bestehend aus den andern Hauptleuten, zur Seite. Dann wurden die Bürgermeister herbeigerufen, und ihr Sprecher, Herr Richau, hielt seine Rede. Dieselbe lief darauf hinaus, die Bauern sollten ruhig nach Hause gehen und ihre Sache der Regierung anheimstellen.

Darauf antwortete Hans Gerike, nachdem er sich mit dem Ausschuß berathen, folgendes:

„Ehrsame, weise Herren! wir glauben, Ihr meint es treu. Aber wir Bauern suchen bei diesem Werk nichts anderes, denn die Ehre Gottes und die

Liebe des Nächsten, hoffen auch, es soll mit Gottes Hilfe zu einem glücklichen Ende gebracht werden. Denn Gott will die Seinen nicht verlassen, er hat es uns zugesagt, er wird es auch halten; darauf wir trauen und bauen wollen. Und er selber hat durch seinen heiligen Geist uns solches vorzunehmen ins Herz eingegeben, auf daß die Armen von ihrer Bedrückung und von ihrem schweren Scharwerk erlöst werden. Auch sind wir durch das Evangelium berichtet: Du sollst nicht mehr denn einen Gott und einen Herrn haben, den sollst du ehren und ihm gehorchen. Darum wollen wir die Nester zerstören, daß die Krähen keine Jungen mehr darin ziehen sollen. Es ist uns der Landesfürst für einen Herrn genug. Der Edelleute als Obrigkeit bedürfen wir nicht. Denn sie halten nicht, was sie zusagen; sie kehren alles nur zu ihrem Vortheil, lassen andere für sich arbeiten und verbieten uns sogar die Vögel in der Luft und die Fische im Wasser, die doch Gott für alle Menschen geschaffen. Dennoch, um Friedens halber, sofern der Landesfürst uns vor Gewalt und Druck schützen will, sofern er die Edelleute anhält, daß sie den armen Bauersmann nicht höher belasten, denn von alters hergebracht ist, unter diesem Bedingniß wollen wir Euch folgen."

Darauf zu dem Heere gewendet: „Habt Ihr mir auch solches zu reden befohlen?“

Die Vordersten, die im Ausschuß waren, schrien: „Ja! ja!“ und die ganze Menge schrie nach: „Ja! ja!“

Die Stadträthe konnten die Billigkeit dieser Forderung nicht bestreiten und antworteten: Sie wollten die fürstliche Regierung auf's fleißigste bitten, daß sie den Adel und den Herzog, wenn er ins Land komme, den Wünschen der Bauern günstig stimme. Inzwischen sollten alle Theile bis zur Rückkehr des Fürsten Friede halten. „Wenn nun dieser unser Vorschlag euch gefällt,“ so schloß der Bürgermeister seine Gegenrede, „so möchten wir, wie eure Sache zu fördern wäre, weiter in Obacht nehmen.“

„Ja! ja!“ schrien da die Bauern abermals. Denn die meisten von ihnen wären gern wieder zu Hause gewesen; viele hatten den ganzen Tag über nichts gegessen und blos Wasser getrunken, sie merkten auch, daß sich der ganze Handel nicht wolle zum besten legen.

Die Bürgermeister verabredeten nun mit den Hauptleuten, daß andern Tages Bevollmächtigte des Adels mit ihnen auf dem Berge zu Quedenau zusammenkommen und die Bedingungen des Waffenstillstandes festsetzen sollten. —

Im Schloß zu Königsberg war die Freude groß, als spät Abends die Stadträthe so wohlverrichteter Sache heimkehrten. Denn auch in Natangen rotteten sich die Bauern schon zusammen. Eilig wurden jetzt Boten nach Fischhausen zu dem dort versammelten Adel geschickt und derselbe nach Quedenau entboten.

Freitag den achten September fand denn auch die große Unterhandlung daselbst statt. Die Bauern, dreitausend Mann zu Fuß und Roß, hatten einen Kreis geschlossen; auf den freien Platz in der Mitte traten von der einen Seite die Regierungsräthe Kleophas und Freyberger, die Abgeordneten des Adels, Hans von der Gabelentz und Michael von der Drahe, und die drei Bürgermeister von Königsberg, von der andern Seite Hans Gerike und der Ausschuß der Bauernhauptleute.

Nun zählte Gerike alle die Ueberlast und Unbill auf, welche ihnen die Junker angethan. „Wir wollen,“ sprach er, „hinfort des Scharwerks frei sein und allein dem Herzog von Preußen unterthan. Denn Gott hat geboten: Ein Herr! ein Gott! und ein jeglicher solle sich seiner Hand ernähren. Das soll der Adel auch thun! Doch wollen wir die Sache ruhen lassen bis auf des Fürsten Ankunft, und der soll unsern Beschwerden abhelfen.“

Die Bevollmächtigten des Adels waren hiermit sehr zufrieden und gaben auf Gerikes Verlangen bereitwillig Wort und Handschlag, daß die Edelleute sich nicht rächen würden. Darauf befahl denn Gerike, die Gefangenen herzuführen, und gab sie los und ledig. Ebenso ließ er die Bauern alles, was sie an Werthsachen auf den Gütern fortgenommen, Kleinodien, kostbare Geräthe und dergleichen, herbeibringen und an die Edelleute abliefern. Zum Schluß stimmte die ganze große Versammlung, Herren und Bauern, das Lied an: Nun bitten wir den heil'gen Geist.

Dann zerstreuten sich die Bauern ruhig, ein jeder in seine Heimath. Und auf die Nachricht hievon liefen auch die Scharen, die sich in Natangen gebildet, wieder aus einander. Der preußische Bauernaufstand war zu Ende.

. . . .

Die Samländer sind sehr mildherzige und menschenfreundliche Leute — dieses Urtheil eines deutschen Chronisten aus dem elften Jahrhundert ist das älteste, welches die Geschichte über den Charakter der Preußen und insbesondere der Samländer aufbewahrt hat, und es erwies sich als richtig, sobald man jenes Volk genauer kennen lernte. Die grausame und

fanatische Kriegführung der Polen und der deutschen Ordensherren verbitterte dann freilich die einst so humane Gesinnung der Preußen; aber nicht auf die Dauer — dies Volk vergaß, wie man es gemißhandelt; es vergaß selbst, wie frei und glücklich es einst gewesen. Soviel man ihm auch genommen, geblieben war der Grundstock seiner Natur, und mit ihm jene Gutmüthigkeit, die schon die Ahnen bezeichnet. In seinem innersten Wesen hatte sich der Preuße nicht verändert, und wie manches andere, so hatte auch seine milde Gesinnung sich dem deutschen Bauer, der neben ihm wohnte, allmählich mitgetheilt. Es war dieser Zug im Volkscharakter, was mehr als alle Klugheit der Stadträthe jetzt dem Lande zur Rettung gereicht hatte. Welch ein Abstand zwischen den Gräueln des deutschen Bauernkriegs und dem harmlosen Verlauf des samländischen Aufruhrs!

Allein Herzog Albrecht gewahrte diesen Unterschied nicht. Er kehrte aus Schlesien, vom Hofe seines Schwagers in Liegnitz heim, erfüllt von Abscheu über Unthaten, die wohl von den Bauern in Deutschland, aber nicht in Preußen verübt worden. So fand der Adel, der ihm über die Landesgrenze entgegengeeilt, mit den übertriebensten Schilderungen des Geschehenen bei ihm vollen Glauben. Seine

Räthe aber, die sich ihrer Furcht und Unthätigkeit jetzt schämten, suchten die Wirksamkeit der Stadtbehörden zu verdächtigen, als ob die Bürger es insgeheim mit den Bauern gehalten. In solcher Stimmung — voll Zorn und Mißtrauen gegen das Volk — langte der Herzog, begleitet von vielen Edelleuten, mit einem Trupp Trabanten, im ganzen fünfhundert und vierzig Gewaffnete stark, am achtundzwanzigsten Oktober 1525 in Königsberg an. Es gelang nun zwar den Bürgermeistern, den Argwohn des Fürsten gegen die Stadt zu zerstreuen; doch ernteten sie für das, was sie in der Zeit der Noth geleistet, nur kühlen Dank. Ueber die Bauern aber, die sich auf Menschen verlassen, erging ein Strafgericht, welches kaum hätte härter sein können, wenn sie wirklich alle die Verbrechen begangen, die ihnen der Adel andichtete. Der Herzog ließ in den betheiligten Dörfern ansagen, die Bauern sollten am nächsten Montag Mann für Mann mit ihren Waffen und Hauptleuten auf dem Felde bei Laut erscheinen; da würden Seine Fürstlichen Gnaden auch sein.

Sie gehorchten; ihrer viertausend fanden sich auf der Ebene zwischen jenem Dorfe und dem Kupferteich ein. Der Herzog rückte mit vier Streithaufen und mit Geschütz wider sie, und nachdem er seine

Truppen, die großentheils aus dem berittenen Adel bestanden, so aufgestellt, daß er die Masse der Bauern unter zwei Feuer bringen konnte, ließ er sie fragen, ob sie eine Schlacht liefern oder die Waffen strecken und sich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben wollten. Die Bauern sahen sich zweifelnd an und riefen nach Hans Gerike; aber dieser war von dem entlegenen Schaken her noch nicht angelangt. Da wußten sie nicht, wo aus noch ein, und endlich warfen sie ihre Spieße und Schwerter von sich und baten um Gnade.

Nun wurde eine Liste verlesen, die der Adel eingereicht; darauf standen alle verzeichnet, die bei dem Aufstand eine leitende Rolle gespielt oder sonst wie den Zorn der Herrschaft besonders gereizt hatten. Es waren ihrer siebenundachtzig Mann. Diese ließ der Herzog binden und vor sich bringen. Zu dem Müller von Kaimen sprach er: „Warum hast du solchen scheußlichen Aufruhr angestiftet?“ „Nichts anders hat mich bewogen,“ antwortete Kaspar mit fester Stimme, „als die Beschwerden der armen Leute auf dem Lande.“

Unterdeß war auch Hans Gerike herbeigekommen; er wurde sofort ergriffen und zu den andern Gefangenen gestellt.

Darauf befahl der Herzog den Bauern, einen

Ring um ihn zu schließen, hielt ihnen alle die Gesetze vor, gegen die sie gefrevelt, und sagte, sie sollten nun mit ansehen, wie es ihren Rädelsführern ergehe. Drei Scharfrichter traten vor, ergriffen die drei Genossen des Müllers von Kaimen, Jeckel, Welt und Jerun, und schlugen ihnen die Köpfe ab. Die andern Gefangenen und die zu Hauf gebrachten Waffen der Empörer wurden auf Wagen geladen, um nach Königsberg geschafft zu werden. Der Herzog entließ dann die versammelten Bauern mit dem Befehl, sie sollten sich fortan ruhig verhalten; geschehe ihnen ein Unrecht, so werde er, der Landesfürst, jeder begründeten Beschwerde gern abhelfen.

Die nächsten Wochen waren mit Urtheilsprechen und Hinrichtungen erfüllt. Auf dem altstädtischen Markt zu Königsberg wurden acht Mann enthauptet, darunter der Krüger Martin Wernicke, der Schulzensohn aus Brasdorf und der Bauer Krause; im Kneiphof drei — den vierten, den Schulmeister von Labiau, der schon vor dem Büttel kniete, um den Streich zu empfangen, rettete der Schloßprediger, indem er ihn noch rechtzeitig vom Herzog losbat. Auch der Pfarrer von Legitten, Herr Valentin, wurde zum Tode verurtheilt, aber auf Fürsprache des Bürgermeisters der Altstadt begnadigt.

Den Müller Kaspar ließ die Regierung dort hinrichten, wo er den Aufruhr angefangen, in Kaimen; sein Haupt und Rumpf wurden zum abschreckenden Beispiel auf einen Spieß gesteckt und vor dem Dorfe, dem Kreuz gegenüber, aufgepflanzt. Ebenso geschah es zwei andern Rottenführern, dem Müller von Laukischken und dem Krüger von Dollstedt. Die übrigen Gefangenen, zu denen man noch einige verdächtige königsberger Bürger geworfen, mußten sich mit schwerem Gelde loskaufen.

Nur Hans Gerike behielt Habe und Leben. Die vornehmen Männer, die mit ihm zu Quedenau gehandelt, wollten wenigstens ihm selbst ihr Wort halten. So fiel sein Urtheil dahin aus, er solle sein Gut verkaufen und bei Todesstrafe für immer aus dem Lande weichen. Allein Hans Gerike war ein verwegener Gesell, er blieb heimlich im Lande und schweifte mit einigen Genossen eine Zeit lang in den Wäldern umher. Endlich wurde er wieder ergriffen und zu Königsberg in das Schloßgefängniß gelegt. Aber er brach von hier aus und floh zu Schiff nach Dänemark. Dort trat er in die Dienste des dänischen Königs und erwies sich als einen guten Kriegsmann und zugleich als einen sehr brauchbaren Kundschafter. Seine Bekannten in Samland waren nicht wenig

erstaunt, ihn, nachdem er lange verschollen gewesen, eines Tages als großen Herrn unter dänischem Geleitsbriefe seine Heimath besuchen zu sehen. Bald darauf schickte ihn sein König als Spion nach Schweden, wo er schon früher ähnliche Geschäfte mit Glück ausgerichtet. Diesmal jedoch wurde er bei seinen Umtrieben entdeckt, kam ins Gefängniß und starb daselbst. Seinen Leichnam ließ die erzürnte schwedische Regierung, welcher dieser dänische Agent viel Schaden gethan, viertheilen und die Stücke auf Räder legen, die, solchen schlimmen Gästen zur Warnung, vor den vier Hauptthoren Stockholms aufgestellt wurden. —

Nachdem Herzog Albrecht die Aufständischen bestraft und so seiner Meinung nach die erste Forderung des gekränkten Rechtes erfüllt hatte, gedachte er auch dem andern Theile gerecht zu werden. Er berief einige verständige Bauern von den herzoglichen Amtsgütern zu sich und ließ sie ohne Scheu ihre Klagen vorbringen. Diese wurden aufgeschrieben, und er versprach, sie sollten zu gelegener Zeit guten Bescheid erhalten. Dann begann er im Beisein der Abgeordneten des Adels und der Städte die Bauern von den adligen Gütern zu vernehmen. Zuerst wurden die Unterthanen des Herrn v. Kreutz verhört.

Diese zeigten so viele Ungerechtigkeiten, so schwere Gewaltthaten an, und jedes folgende Protokoll fügte so viel neues belastende hinzu, daß der Aufstand in den Augen des Herzogs ein ganz anderes Aussehen bekam. Aber nun setzte der Adel es durch, daß die städtischen Abgeordneten von diesen Sitzungen ausgeschlossen wurden, und nach Entfernung derselben stellte er dem Fürsten vor, der Zustand, über den die Bauern klagten, bestehe einmal zu Recht; alle jene Lasten — Scharwerk, Zins, gutsherrliches Jagdrecht u. s. w. — seien Leistungen, die der Besitzer gesetzlich fordern dürfe, und ihre Aufhebung wäre ein Eingriff in's Eigenthum, wäre geradezu Raub. Der Fürst könne diesen Rechtsboden nicht willkürlich ändern; die Verfassung sei ja auch durch die Krone Polen gewährleistet. Wollte er aber gleichwohl zulassen, daß die Bürger, die den Bauern gewogen seien, über den Adel zu Gericht säßen, so würde nicht blos der Edelmann, sondern auch Seine Fürstlichen Gnaden um Land und Leute kommen. Oder werde der polnische Reichstag es ruhig hinnehmen, daß man in einem polnischen Lehnslande den Adel vor den Bürgern demüthige und zu Gunsten der Bauern beraube?

Dem Fürsten, dessen Herzogthum noch kein Jahr alt war und der sich auf seinem Throne noch keines=

wegs sicher fühlte, schien es in der That bedenklich, an den Grundlagen der Gesellschaft viel zu rütteln. Er ließ die Ursachen des Aufruhrs auf sich beruhen und schloß diese gefährliche Untersuchung. Der Feudalstaat mit seinen Mißbräuchen war durch solche Mittel, als damals dem Fürsten zu Gebote standen, nicht zu reformiren, und es hat den Nachfolgern Albrechts, auch nachdem sie unumschränkte Selbstherrscher geworden, erst in unserm Jahrhundert gelingen können, den Bauer vollständig von seinem Joche zu erlösen.

Der Versuch, sich aus eigener Kraft zu befreien, war den Samländern fehlgeschlagen; aber noch ihre Enkel und Urenkel mußten für ihn büßen. Denn wie in Deutschland, so hatte diese mißglückte Erhebung auch in Preußen nur zur Folge, daß der bisherige Druck noch verstärkt wurde. Statt mit Geißeln, züchtigten die Edelleute nun mit Skorpionen. Wie es den Unterthanen auf den adligen Gütern ergangen sein mag, davon wird man sich eine Vorstellung bilden können, wenn man hört, wie der Rath der Altstadt Königsberg, der vergleichsweise ein Bauernfreund war, gegen seine Hüfner verfuhr. Sie mußten über den üblichen Zins- und Frohndienst hinaus der Stadt alljährlich eine Last Hafer steuern,

und ihre Nachkommen haben noch im vorigen Jahrhundert diese Abgabe geleistet. Was war das Verbrechen der Ahnen gewesen? Sie hatten zwei städtische Beamte, die während des Aufstandes der Samländer zu ihnen hinauskamen und sie verwarnten, nicht mit den anderen Bauern gemeinsame Sache zu machen — etwa todtgeschlagen? Nein; es hatten nur ein paar Hüfner zu den andern gesagt: „Ob wir nicht die beiden Herren hier festhalten und sie bedräuen, bis sie uns geloben, daß wir fortan das Ziegelholz für die Stadt nicht mehr zu fahren brauchen?“ „Ach nein!“ hatten die andern darauf erwidert, indem sie die Städter losgaben; „wir wollen sie lassen ziehen; sind es doch gute Herren!“

Franz Duncker's Buchdr. in Berlin.